

# Das Werk

Monatsschrift der „Vereinigten Stahlwerke Aktiengesellschaft“

VII. Jahrg.

Düsseldorf, November 1927

Heft 11

## Die Rationalisierung in der Wirtschaft.

Die folgenden Ausführungen geben in starker Verkürzung den Gedankengang eines Vortrages wieder, den Dr. Helmuth Poensgen auf dem Kirchlich-Sozialen Kongress in Düsseldorf am 4. Oktober d. J. gehalten hat.

Für unsere Zukunft ist es entscheidend, wie sich die sozialen Forderungen unserer Zeit in Einklang bringen lassen mit den wirtschaftlichen Notwendigkeiten, die sich im Rationalisierungsprozeß verkörpern. Darum ist eine klare, rüchterne Erkenntnis der wirtschaftlichen Tatsachen notwendig. Der Vortrag gibt im ersten Teil eine Schilderung der Rationalisierungsmaßnahmen und Ziele am Beispiel der Vereinigten Stahlwerke, um dann auf dieser Grundlage im zweiten und dritten Teil die sozialen Forderungen und Möglichkeiten zu prüfen.

### I.

An sich bedeutet Rationalisieren keineswegs etwas Neues. Bewußt oder unbewußt hat, seitdem es überhaupt eine Wirtschaft gibt, der Mensch stets danach gestrebt, sein wirtschaftliches Handeln jeweils so einzurichten und so umzugestalten, daß je nach Lage der Dinge mit dem geringsten Aufwand an Kräften, seien es die der menschlichen Hand oder des Menschengesistes, seien es Naturkräfte, der größte Reinertrag zur Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse erzielt wurde.

In den Kriegsjahren und der Nachkriegszeit der Inflation war für uns in Deutschland dieser oberste Grundsatz allen wirtschaftlichen Handelns — des Arbeitens mit dem geringsten Aufwand an Mitteln — gleichsam ausgeschaltet. Im Kriege galt nur die eine Aufgabe: ohne Rücksicht auf Kosten, ohne Rücksicht auf Raubbau in kürzester Zeit die höchstmögliche Gütermenge herbeizuschaffen. In der Inflationszeit wirkte nicht das Streben nach wirklichem wirtschaftlichen Ertrag, sondern lediglich der Erieb, die schwindende Substanz zu erhalten. Erst die Jahre 1924/25 brachten wieder halbwegs normale wirtschaftliche Verhältnisse und Möglichkeiten. Man sah die Zerstörungen, die in den vergangenen zehn Jahren am Wirtschaftskörper angerichtet waren. Man erkannte die Notwendigkeit, das, was uns geblieben an Rohstoffen wie an Kapital und vor allem an menschlicher Arbeitskraft, auf das rationellste auszunutzen, um den höchstmöglichen Ertrag herauszuholen. So wurde „Rationalisieren“ zum Leitwort der deutschen Wirtschaft.

Besonders vorwärtsgetrieben wurde dieser Rationalisierungsprozeß auf dem Gebiete der Eisen- und Stahlindustrie durch den starken Druck der ausländischen Konkurrenz. Insbesondere hat Amerika in den letzten Jahren wie auf anderen Gebieten, so auch auf dem der Eisen- und Stahlerzeugung bisher ungekannte wirtschaftliche Erfolge durch rationelle Wirtschaftsführung erzielt. Die Aufgabe, um deren Lösung es sich dort handelte, war vielleicht verhältnismäßig einfach: Einem Überfluß an Rohstoffen, einem fast unerschöpflichen Kapitalreichtum und einem großen, in sich einheitlichen Absatzgebiet stand eine verhältnismäßige Knappheit an Arbeitskräften gegenüber, die in den letzten Jahren durch die Einwanderungsgesetzgebung noch künstlich verstärkt

wurde. Die Aufgabe drüben war also in erster Linie eine technische: Charakteristikum der amerikanischen Rationalisierung wurde das fließende Band.

Anders und viel schwieriger war unsere Lage. Wir mußten erst künstlich und unter ungeheuren Opfern die dort gegebenen wirtschaftlichen Grundlagen schaffen. Der Rohstoffreichtum Amerikas mußte durch Zusammenfassen unserer von Natur aus kargen Quellen, durch intensivste Ausnutzung aller — auch der unscheinbarsten — Abfallprodukte ersetzt werden, der dortige Kapitalüberfluß durch Zusammenfassung der Träger unseres Kapitals und durch kostspielige Heranziehung ausländischen Geldes. Die Vorteile großer einheitlicher Massenaufträge, die drüben der riesige, in sich geschlossene Binnenmarkt bietet, mußten wir zu erreichen suchen durch Zusammenfassung der zahlreichen verzeckelten kleinen Aufträge. Erst wenn diese Grundlagen geschaffen waren, konnten wir die bis dahin zurückgehaltene technische Rationalisierung in stärkerem Grade durchführen.

So mußte der Rationalisierungsprozeß bei uns in zwei zeitlich natürlich nicht scharf getrennten Abschnitten verlaufen, der organisatorischen Zusammenfassung, zunächst der Unternehmungen, dann der Betriebe, und der technischen Rationalisierung.

Die Grundlage für diesen ersten, wenn man so sagen darf, organisatorischen Teil der Rationalisierung bildete zunächst der Zusammenschluß von vier der größten rheinisch-westfälischen Montanunternehmungen zu den Vereinigten Stahlwerken, deren Gründung im Frühling des vorigen Jahres erfolgte. Nach außen erweitert wurde dieser Zusammenschluß dann im Laufe der nächsten Monate durch Angliederung einer Reihe weiterer kleinerer und mittlerer Unternehmungen der westlichen Eisenindustrie. So trat an die Stelle der bis dahin selbständigen Einzelkonzerne, die in erster Linie aus rein technischen Notwendigkeiten entstanden, in sich meist von der Rohle bis zum fertigen Eisenprodukt vertikal aufgebaut waren, ein großes einheitliches Unternehmen, das mit seinen annähernd 200 000 Arbeitern, Angestellten und Beamten an der Spitze aller europäischen Unternehmungen auf dem Gebiete der Eisen- und Stahlindustrie steht und mehr als 40 % der gesamten deutschen Stahlproduktion erzeugt.

Im Rahmen dieses neuen Unternehmens, dessen Zechen und Hütten zumeist im eigentlichen Industriegebiet zwischen Köln und Hamborn einerseits und dem östlichen Westfalen andererseits liegen, das aber auch übergreift auf die benachbarten Bezirke, vor allem des Siegerlandes, dessen Beziehungen darüber hinaus weiterführen zu den neuen Mitteldeutschen Stahlwerken und zur ostdeutschen Eisenindustrie, galt es sodann, durch organisatorische Zusammenfassung und Umgestaltung der einzelnen Betriebe zu erhöhter Wirtschaftlichkeit zu gelangen.

Die Werke wurden nach geographischen wie nach sachlichen Gesichtspunkten zusammengefaßt und durchorganisiert. Unmittelbar nebeneinanderliegende Zechen und Betriebe, die bisher verschiedenen Konzernen gehört hatten, wurden miteinander verbunden und, wenn möglich, zu einem einheitlichen Ganzen verschmolzen. Soweit Betriebe einer bestimmten Art nicht sämtlich in wirtschaftlicher Weise beschäftigt werden konnten — und das war nach Lage der Dinge naturgemäß vielfach der Fall —, mußten diejenigen stillgelegt werden, deren Wirtschaftlichkeit im Rahmen des Ganzen am niedrigsten stand, um den großen, in sich einheitlich geschlossenen „gemischten Werken“ ein optimales Arbeiten zu ermöglichen.

Ein Beispiel lediglich als Andeutung für die zahlreichen Maßnahmen dieser Art:

Während früher die einzelnen Walzwerke dauernd kleinere Aufträge in den verschiedensten stets wechselnden Walzeisenforten überwiesen erhielten, was kostspielige Unterbrechungen der Erzeugung, was Wärmeverluste u. dgl. mit sich brachte, werden heute die zahlreichen kleineren gleichartigen Aufträge einheitlich zusammengefaßt und auf das am besten geeignete Werk gelegt. Dort wird dann der einheitliche große Auftrag ohne Unterbrechung ausgewalzt.

Durch alle diese hier nur angedeuteten Maßnahmen sind die Voraussetzungen für eine wirklich erfolgreiche technische Rationalisierung geschaffen, zumal erst der Zusammenschluß dem Ausland gegenüber das Maß von Kreditfähigkeit gab, dessen man bedurfte, um die für den technischen Ausbau notwendigen Kapitalien zu beschaffen.

Diese technische Rationalisierung ist ganz naturgemäß nach Lage der Dinge in den anderthalb Jahren des Zusammenschlusses noch nicht zu einem Abschluß gebracht. Ihre Durchführung, die zweifellos noch manches Jahr erfordert wird, sei nur durch einigewenige Beispiele charakterisiert.

Es handelt sich in den Eisen- und Stahlwerken darum, durch die Schaffung größerer Einheiten — größerer Hochofen, größerer Konverter, größerer Siemens-Martin-Ofen — das Ausbringen zu steigern unter gleichzeitiger Minderung der laufenden Produktionskosten. Es handelt sich um den einheitlichen Ausbau der Kraft- und Wärmewirtschaft, wo jedes Gas, jede Abgabe, jeder Kohlenabfall bis zum letzten ausgenutzt werden muß, um eine Senkung der Produktionskosten zu erreichen. Im Steinkohlenbergbau gilt es, um ein Beispiel zu nennen, neue, moderne Kokereien zu schaffen, die imstande sind, nicht nur die Kokskohle einer Zeche, sondern auch die der benachbarten Zechen aufzunehmen und unter vollständiger Ausnutzung der Gase und aller Nebenprodukte zu Koks zu verwandeln. Es gilt ferner, für die Gase, die man im eigenen Betrieb nicht verwenden kann, eine Verwertung auf fremden Betrieben durch Schaffung von Gasfernleitungen zu suchen, die eine ungeheure Ersparnis an Kohle wie an Transportaufwendungen bedeuten werden. Es gilt, die neuen Verfahren der Kohleveredlung und Kohleverflüssigung weiter auszubauen — alles Maßnahmen, die naturgemäß ganz ungewöhnliche Kapitalaufwendungen erfordern.

Heute, wo wir in der Fülle sich drängender, ja einander überstürzender Aufgaben auf dem Gebiete der technischen Rationalisierung noch mitten darin stehen, und wo wir

andererseits erst verhältnismäßig wenige Monate eines einheitlichen Zusammenarbeitens unseres Unternehmens in seiner neuen organisatorischen Form hinter uns haben, ist es natürlich schwer, nach außen hin zahlenmäßig die bisher erzielten Erfolge aller dieser Maßnahmen darzulegen. Eines aber ist zweifellos festzustellen: Nicht nur verglichen mit der Zeit vor dem Kriege, sondern auch bezogen lediglich auf die gut anderthalb Jahre seit Bestehen unseres neuen Zusammenschlusses ist durch die organisatorischen wie technischen Maßnahmen eine wesentliche Steigerung des arbeitstäglichen Erzeugungsanteils, der auf den einzelnen Arbeiter entfällt, erreicht worden, und zwar zweifellos über das Maß dessen hinaus, was lediglich auf den inzwischen erfolgten Aufschwung unserer Mengenkonjunktur zurückzuführen ist. Im April 1926, also zur Zeit, als wir uns zusammenschlossen, entfielen z. B. in unseren Stahlwerken 3,82 t Rohstahl auf den Arbeiter je Arbeitstag, heute 5,18 t. Ähnliche Zahlen gelten für die Hochofen wie für die Walzwerke.

## II.

Die Frage nach der Auswirkung dieser Rationalisierungsmaßnahmen auf die sozialen Verhältnisse, das Problem „Rationalisierung und Arbeiter“ steht naturgemäß in der Öffentlichkeit im Vordergrund des Interesses; auch uns, die wir als Leiter der Unternehmungen uns verantwortlich fühlen, gleichermaßen für das Gedeihen des Unternehmens selbst wie auch für das der in ihm Schaffenden und Wirkenden, liegt diese Frage ganz besonders am Herzen.

Man hat in der Öffentlichkeit der Rationalisierung vorgeworfen, daß sie auf Seiten derer, die ihre Arbeitskraft in der einen oder anderen Weise bisher der Wirtschaft zur Verfügung gestellt hätten, große Opfer erfordere.

Wer wirtschaftlichen und damit auch kulturellen Fortschritt will, darf notfalls auch vor diesen Opfern nicht zurückschrecken. Fast jeder technische Fortschritt, fast jede Einführung neuer Maschinen verschiebt im einzelnen die Arbeitsverhältnisse und macht im Augenblick Arbeitskräfte brotlos. Und trotzdem: für uns alle besteht überhaupt kein Zweifel, daß ohne den technischen Aufschwung, der mit der Einführung der Maschinen einsetzte, die ganze wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung des 19. Jahrhunderts undenkbar gewesen wäre. Sicher hat die Rationalisierung in vielen einzelnen Fällen schwere Opfer erfordert, Opfer übrigens nicht nur auf Seiten der unmittelbar davon betroffenen Arbeiter und Angestellten, sondern — das muß man der Gerechtigkeit halber doch einmal offen aussprechen — infolge vielfacher Kapitalverluste, ja schwererer Schicksalsschläge auch für viele Unternehmungen und Unternehmer.

Auf längere Zeit gesehen aber müssen und werden sich unsere Maßnahmen gerade im Interesse der Arbeiterschaft und damit der ganzen Volkswirtschaft günstig auswirken. Das läßt sich schon heute bis zu einem gewissen Grade beweisen. Wir beschäftigen heute innerhalb der Vereinigten Stahlwerke rund 26 000 Menschen mehr, als in unseren sämtlichen Betrieben vor anderthalb Jahren arbeiteten. Hält man sich vor Augen, daß in dieser Zeit eine so wesentliche Steigerung des auf den einzelnen Arbeiter entfallenden Produktionsanteils erreicht wurde, wie ich das vorhin betonte, so ist es klar, daß diese trotzdem erfolgte Mehrbeschäftigung von etwa 26 000 Menschen nicht etwa nur als natürliche Folge des Konjunkturaufschwunges betrachtet werden kann, sondern wesentlich beruht auf dem Erfolge unserer Maßnahmen.

Man hat dann einen weiteren Vorwurf gegen die Rationalisierung und ihre Rückwirkung auf den Arbeiter erhoben. Man hat gesagt, die Rationalisierung, die sich — technisch gesehen — in erster Linie doch als eine immer weiter gehende Mechanisie-



Das Verwaltungsbau der Dortmunder Union (Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft).

ung darstelle, mache die menschliche Arbeit immer schwieriger und mühsamer, sie zerstöre die Arbeitsfreude und führe zu einer Entseelung des Arbeiters. Auch diese Anschauung ist falsch. Durch die technischen Fortschritte der Rationalisierung sind gerade zahlreiche der körperlich schwersten und gesundheitlich bedenklichsten Arbeiten mehr und mehr verschwunden. So vollzieht sich heute, um nur einige Beispiele herauszugreifen, die Begleichung der Hochöfen fast überall rein mechanisch, so sind auf vielen Walzwerken an Stelle der zahlreichen in schwerster körperlicher Arbeit schaffenden Walzwerksarbeiter heute nur noch wenige Leute zur Leitung und Überwachung der Maschinen und Walzwerke beschäftigt.

Zweifellos erhält, je weiter unsere technische Entwicklung fortschreitet, der Arbeiter immer mehr die verantwortungsreiche, einen ganzen Menschen voll in Anspruch nehmende Aufgabe, das Arbeiten seiner Maschine, das Funktionieren der ihm anvertrauten Einrichtungen zu überwachen und zu leiten. Nicht zum Sklaven der Maschine wird er, sondern mehr und mehr zu ihrem Wächter, von dessen Pflichttreue und Sorgfalt außerordentlich viel abhängt.

Von den dauernden Rückwirkungen der Rationalisierungsmaßnahmen auf die Volkswirtschaft im allgemeinen und im besonderen auf die Arbeiterschaft ist eine besonders beachtenswerte, der gesamten deutschen Wirtschaft ist es zugute gekommen, daß die Preise unserer Erzeugnisse im allgemeinen unverändert auf ihrem verhältnismäßig niedrigen Niveau geblieben sind, trotz stark gestiegener Belastungen an sozialen Aufwendungen, an Steuern, Darves-

lasten usw. Freilich hat das zu einer so starken Beschränkung der für die Fortführung und den Ausbau unserer Betriebe erforderlichen Mittel geführt — und ähnlich liegt es leider an vielen Stellen unserer deutschen Wirtschaft —, daß wir angesichts der ganzen wirtschaftlichen Lage mit ernstester Besorgnis gerade in dieser Beziehung erfüllt sind, und daß wir, ganz allgemein gesprochen nicht wissen, wie bei der Entwicklung der Dinge, wie sie sich heute vor uns abzeichnet, weiterhin auf manchen großen Gebieten der deutschen Wirtschaft Preiserhöhungen vermieden werden sollten. Wie stark die Lasten gestiegen sind, zeigt ein Beispiel: Wir müssen auf die Tonne Stabeisen heute alles in allem etwa 10,11 M. an sozialen Lasten und an Steuern mehr aufwenden, als das vor dem Kriege der Fall war.

Das Lohn Einkommen unserer Arbeiter, insbesondere der Facharbeiter, ist von April 1926 bis heute ganz wesentlich gestiegen, und zwar bei den Facharbeitern, wenn man vom nominellen Lohn ausgeht, um meist 20, vielfach sogar annähernd 30 %. Aber auch an dem Lebenshaltungsindeks der einzelnen Orte gemessen, ist das reale Einkommen, also die wirkliche Kaufkraft dessen, was der Arbeiter verdient, in dieser kurzen Zeit um mehr als 10 % gestiegen.

Die deutschen Löhne liegen wesentlich höher als die aller anderen kontinentalen Eisenindustrien, und zwar sind hierbei die vom Werke zu tragenden sozialen Lasten, die in keinem Land in der gleichen Höhe wie bei uns bestehen und die letzten Endes doch auch einen Teil des Lohnes darstellen, und auch unsere freiwilligen sozialen Aufwendungen nicht mit-

gerechnet. Weder in Luxemburg, Belgien und Frankreich noch in Österreich und den anderen östlichen Eisenindustrien des europäischen Festlandes zählt man ähnliche Löhne. Fast durchweg liegen die Stundenlöhne und auch die Monatseinkommen in diesen Ländern, in Gold umgerechnet, nur auf 50, 60 oder 70 % der deutschen Löhne.

Wie stark unsere Produktion durch die höheren Löhne und sozialen Aufwendungen belastet ist, zeigt folgendes Beispiel:

Obwohl der Produktionsentfall, auf den Arbeiter und den Arbeitstag gerechnet, gegen früher ganz wesentlich gestiegen ist, obwohl dementsprechend z. B. in der Lonne Stabeisen weniger Arbeitseinheiten enthalten sind, ist doch der Gesamtbetrag der auf die Lonne Stabeisen aufgewandten direkten und indirekten Löhne heute nicht unwesentlich höher als früher. Die verringerten Produktionskosten sind also wieder aufgehoben durch die höheren Löhne. Mit anderen Worten: sie sind also für unser Unternehmen vom Standpunkt seiner Rentabilität aus in keiner Weise zur Auswirkung gelangt.

### III.

Es ist ganz selbstverständlich, daß es bis heute noch nicht möglich ist, die vollen Erfolge der Rationalisierungsmaßnahmen darzulegen, stehen wir doch noch mitten in dem technischen Rationalisierungsprozeß, der noch Jahre erfordern wird, und dessen Auswirkungen erst ganz allmählich sich bemerkbar machen werden. Desto verhängnisvoller ist es — das muß ich hier gleichfalls mit allem Ernst sagen —, wenn jetzt durch überhastetes Eingreifen in das Arbeitsproblem das, was wir mühsam in den letzten Jahren erreicht haben, wieder von Grund aus gefährdet wird.

Wir haben oft genug betont, daß wir keine Gegner des Achtstundentages sind, sobald die wirtschaftlichen Verhältnisse seine Durchführung zulassen, wir haben immer wieder bei den Verhandlungen mit dem Reichsarbeitsministerium erklärt, daß wir bereit seien, die Einführung des Dreischichtensystems schon vom Jahre 1928 an in Etappen durchzuführen, so schwierig das für uns sein würde. Aber trotz aller unserer Einwendungen wurde durch die Verordnung vom Juli die gleichzeitige Durchführung des Dreischichtensystems in den eigentlichen Betrieben der Großeisenindustrie zum 1. Januar des kommenden Jahres angeordnet.

An sich gäbe es wohl niemand, der es nicht begrüßen würde, wenn die deutsche Industrie technisch so fortgeschritten und die deutsche Volkswirtschaft so reich wäre, daß alle — Hand- wie Kopfarbeiter — nur mit acht Arbeitsstunden oder gar mit weniger genug getan hätten, um ihr wirtschaftliches Los sicherzustellen und die freien Kräfte anderen Aufgaben widmen zu können. Vom menschlichen und sozial-ethischen Standpunkt aus muß uns jede Maßnahme, die auf eine Besserung des Loses der Arbeiter hinzielt, begrüßenswert erscheinen. Verkennet sie jedoch die wirtschaftlichen Möglichkeiten und die wirtschaftlichen Notwendigkeiten, so schlägt sie — und sei sie noch so gut gemeint — letzten Endes doch zu einer Verschlimmerung der sozialen Lage gerade derjenigen aus, denen sie dienen sollte.

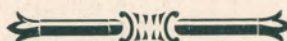
Vom Standpunkt der Gestaltung unserer Produktionskosten aus gesehen, ist, da wir in Deutschland nicht auf einer Insel leben, sondern in scharfem Konkurrenzkampf mit dem

Ausland stehen, sei es in Form des direkten Exportes, sei es durch die Ausfuhr der weiterverarbeitenden Industrie, nur zweierlei möglich: entweder man behält die bisherige Arbeitszeit bei, so daß unser Arbeiter wie bisher ein zufriedenstellendes Einkommen beziehen kann, oder man verkürzt die Arbeitszeit und verringert damit unweigerlich notwendigerweise auf die Dauer das Arbeitseinkommen. Beides zusammen, verkürzte Arbeit und gleichbleibendes Einkommensniveau, ist wirtschaftlich unmöglich. Der Versuch, es zu erzwingen, würde alles das vernichten, was unsere Rationalisierungsmaßnahmen gerade dem Arbeiter gebracht haben.

Es sollte zu denken geben, daß ein Land, welches wirtschaftlich um vieles günstiger gestellt ist als wir und auf dem Weltmarkt unsere stärkste Konkurrenz werden wird, in seinen Hüttenwerken den Achtstundentag nicht kennt. Nach einer amtlichen Statistik des „Bureau of labor statistics“, die kürzlich erschienen ist, geht in den Vereinigten Staaten die Zahl der wöchentlichen Arbeitsstunden bei den Hochöfen wie bei den Siemens-Martin- und den Walzwerken vielfach über 56, ja bei einzelnen Arbeitergruppen über 70 Stunden hinaus. Und wir wissen, daß drüben — ganz abgesehen davon, daß Amerika unsere vielen Feiertage nicht hat — die Arbeit in den Betrieben der Großeisenindustrie auch an den Sonntagen weitergeht. Für die Werke bedeutet das aber, daß sie ihre Anlagen um ein bis zwei Monate im Jahr mehr ausnützen können, als uns dies möglich ist, wenn wir demnächst gezwungen sein werden, den Betrieb unserer Anlagen trotz aller damit zusammenhängenden Schäden auf die verkürzte Achtstunden-Arbeitszeit, auf die 48-Stunden-Woche, einzustellen.

Zweifellos wird sich also die Verkürzung der Arbeitszeit in dem Ausmaße, wie sie uns in der Großeisenindustrie mit dem 1. Januar 1928 mit einem Tage auferlegt werden soll, als verfrüht und verhängnisvoll erweisen. Kommt doch zu allem anderen hinzu, daß wir vielfach nicht wissen, woher wir die erforderlichen neuen Sacharbeiter nehmen und wie wir die Leute, die wir uns beschaffen können, unterbringen sollen. Sicher ist, daß, wenn die Einführung des Dreischichtensystems bei uns in der vorgeschriebenen kurzen Frist durchgeführt werden soll, unsere ganze Eisenindustrie auf einen Stand zurückgeworfen wird, den wir soeben durch unsere Rationalisierungsarbeiten und den Aufschwung unserer Wirtschaft im letzten Jahre bereits überwunden glaubten — ein Rückschlag, der sich letzten Endes gerade für den Arbeiter selbst am stärksten auswirken muß.

Es ist ein verhängnisvoller Irrtum, dem heute zu unserem Unglück weite Kreise zuneigen, zu glauben, man könne eine Hebung der Lebenshaltung, eine Vermehrung der Kaufkraft der Massen und damit eine Besserung der sozialen Lage durch Maßnahmen erreichen, die auf die Dauer geeignet sind, die wirtschaftliche Entwicklung nicht nur zu hemmen, sondern sogar zurückzuwerfen. Eine Hebung der Lebenshaltung, eine Besserung der sozialen Lage der Arbeiter sind auf die Dauer nur möglich durch eine Steigerung der Ergiebigkeit der Wirtschaft. In diesem Sinne ist die beste Produktionspolitik zugleich auch die beste Sozialpolitik.



# „Die Staaten.“

## Fünf Querschnitte.

Ein Journalist, ein Historiker, ein Wirtschaftswissenschaftler, ein Sozialpolitiker und eine Stenotypistin — der Lichtbildner und Entdecker des „romantischen“ Amerikas nicht zu vergessen! — erzählen von „drüben“. Jeder sieht Amerika mit seinen Augen, jeder Querschnitt beleuchtet daher eine andere Seite des Landes der tausend Gesichter, und doch ist der Erkenntnis letzter Schluß, trotz der grundverschiedenen Einstellung im einzelnen, überall der gleiche: Wohl kann Europa in dem einen oder andern Punkte noch von Amerika lernen, aber nichts wäre verfehlter, als das Evangelium der Amerikanisierung Europas zu predigen!

## Amerika ist anders!

Von Arthur Rndt, Wien.

Amerika ist nicht, wie die einen lobpreisen, „wundervoll“, und es ist nicht, wie die anderen krächzen, „schauerhaft“.

Es ist nicht besser als Europa, und es ist nicht schlechter als Europa. Es ist anders.

Es ist anders von Grund auf, und es ist anders in der Richtung und in den Linien seiner Entwicklung.

Es ist sehr leicht, Amerika schwarz in schwarz zu zeichnen. Denn dieses junge unerwachsene Land hat viele dunkle Punkte, viele schwere Mängel.

Es bedeutet nicht viel, wenn mancher Europäer, der eine Weile drüben war, erklärt: „Ich könnte in Amerika nicht leben.“ Es fordert uns niemand auf, drüben zu leben.

Auch ich sage: „Ich lebe in Europa lieber als in Amerika.“ Denn ich bin Europäer, nach Gewöhnung und in meinen Neigungen.

Aber: solche Ablehnungen rühren nicht an die Tatsache, daß der menschliche Geist in Amerika in vielem ganz neue und eigene Wege geht, sich zu ganz anderen, zu eigenen Zielen vorwärts arbeitet.

Deshalb ist Amerika mit europäischen Maßstäben nicht meßbar.

Die Vereinigten Staaten sind das Land der krassesten sozialen Gegensätze und zugleich das Land des geringsten sozialen Aufbegehrens.

Wie das Zwerghaus sich nachbarlich an den Wolfenkräuter lehnt, lebt neben dem Mammutverdiener der Mann, der dreißig Dollar Wochenlohn heimbringt.

Raum irgendwo die Tendenz, an der Möglichkeit zu gigantischer Machtentfaltung zu rütteln; allenthalben — mit einem Schuß Neid — eindeutig der Trieb, selbst zu wachsen, selbst zwanzigföckig, siebenstellig zu werden.

Was sichert die Unantastbarkeit des großen Formats? Was bändigst den Wunsch, gegen die große Einheit anzukämpfen? Was steuert die Kraft aller so zauberhaft zu einheitlichem stürmischem Aufbaumollen?

Amerika, das sind — the States. „Die Staaten“, ohne Beiwort, ohne überflüssigen Schmuck.

„Hier ist ein freies Land, hier kann jeder sein Glück machen!“ So preisen the States sich selber an.

Es kann ein kleines Glück sein, ein Glück von zwanzig Dollar; aber auch das kleinste Glück birgt die Möglichkeit, sich in ein größeres zu wandeln, mit hundert, mit tausend,



Aus: D. E. Hoppe, Das romantische Amerika.

Verlag E. Wasmuth, Berlin.

### Navajo-Indianer.

mit mehr Dollar. Wenn du nur kletterst, mein Lieber! Wenn du nur kletterst!

Dieser Ansporn tönt so mächtig, daß alle klettern.

Das Wort von der Jagd nach dem Dollar ist abgebraucht und banal. Aber es hat darum nicht aufgehört, soziologisches Wahrzeichen des Landes zu sein.

Wie der Magnet unerbittlich die Moleküle eines Stückes Eisen zu einer Gleichlagerung in der Richtung der magnetischen Kraftlinien zwingt, so reißt in den Staaten wie in keinem Lande der Welt der gewaltige Strom des Zwanges zur höchsten Leistung den einzelnen widerstandslos mit sich.

Es gibt keinen Willen des einzelnen. Es gibt keine Sonderrichtung. Es gibt nur einen Willen aller, zwangsmechanisch nur eine Richtung.

Auf der Gewalt dieses Stromes ruht die Macht des Landes. Ohne die Riesenarbeitskraft, die er erzeugt, lägen alle Reichtümer brach.

Amerika wird nicht immer die Unbefangenheit seiner Jugend behalten.

Jetzt ist es sorglos und frisch. Das ist für uns sein Reiz, sein Zauber.

Wenn aber mit fortschreitenden Jahren die innere Chemie nicht mehr ungestört funktioniert, wenn Amerika das Leberzucken der ersten tiefsitzenden, nachhaltigen Absatzkrise spüren wird, dann wird die gelernte Heiterkeit, das anezogene Lächeln aus dem amerikanischen Gesicht verschwinden.

Dann werden die gleichen Probleme, ökonomische und soziale, die Europa zermürbt haben, auch dem jüngeren Erdteil nicht erspart bleiben.

# Amerika in der Weltwirtschaft.

Von Dr. Oskar Aust, Charlottenburg.

## I.

Nicht viel mehr als dreihundert Jahre sind es her, seitdem im Jahre 1607 in Nordamerika die erste europäische Kolonie, Virginia, gegründet wurde, so benannt zur Ehrung der vier Jahre vorher verstorbenen „jungfräulichen“ Königin Elisabeth, während deren jahrzehntelangen, an Erfolgen reichen Regierungszeit England, damals noch ein Ackerbau treibendes, ja fast mehr noch ein Weidewirtschaft treibendes Land, den Weg zur Weltmacht beschritt. — Kaum etwas mehr als drei Jahrhunderte sind verflossen, seitdem die Pilgrimväter im Jahre 1620 an der Küste „Neu-Englands“ landeten, um sich dort eine neue Heimat zu gründen. Und gar erst gerade eineinhalb Jahrhunderte sind vergangen, seitdem die „Vereinigten Staaten von Amerika“, damals noch nicht vier Millionen Einwohner besitzend, sich konstituierten, denn am 4. Juli 1776 erklärten sie ihre Unabhängigkeit von England.

Tiefgreifend sind die, auch die gesamte übrige Welt berührenden, Veränderungen in dieser verhältnismäßig kurzen Zeitspanne! Veränderungen, die zum Teil von diesem Kolonialland ausgehen, das inzwischen sich zu einer nationalen Einheit entwickelte. Auf dem weit ausgedehnten Boden der von der Natur reich gesegneten Vereinigten Staaten konnte das Walten eines „geheimnisvollen Prozesses“ beobachtet werden: das Schauspiel „der Geburt einer neuen Nation“. Trotzdem Amerika „ein ausgewandertes Europa“ ist, können drei Viertel des Ganzen der Vereinigten Staaten „als national aus einem Guß angesehen werden“: „ein gemeinsamer amerikanischer Patriotismus von klarer nationaler Färbung“ dringt „mit seinen Wurzeln tief durch all alten Stammesunterschiede“<sup>1)</sup>.

Das einstige Kolonialland — Eierschalen trägt es heute noch an sich —, das über ein Jahrhundert lang das Mutterland mit Kolonialwaren fleißig belieferte und dafür gebetsamt Industrieprodukte in Empfang nahm, ist inzwischen zum Eckpfeiler der Welt, vor allem zum wirtschaftlichen finanziellen Knotenpunkt der Welt geworden.

Angesichts von Veränderungen so gewaltiger Art innerhalb einer selten kurzen Zeitspanne, von Veränderungen, wie wir sie teilweise sogar selbst noch mit erlebten, drängt sich uns die Frage auf die Lippen, wie es wohl nach weiteren dreihundert Jahren in der Welt, vor allem in wirtschaftlicher Hinsicht, aussehen mag. Dies ist zwar eine Frage, die eigentlich außerhalb des Rahmens liegt, der unsere gegenwärtigen Betrachtungen umspannen soll, zu der jedoch mit einem Wort Schombarts kurz Stellung genommen sei: „Es spricht sehr viel für die Annahme, daß die zukünftige Geschichte nicht mehr der weißen Rasse, sondern den Farbigen gehören wird... Wenn Schombart an anderer Stelle rücksichtlich der auch von uns oben gestreiften Entwicklung Europas zum Herren der Welt sagt, daß, wenn der Kapitalismus der Farbigen sich zu entfalten beginnen wird, es mit der Vormachtstellung

<sup>1)</sup> Kjellén: Die Großmächte der Gegenwart, 2. Aufl., Leipzig 1914 S. 131/32.



Aus: L. G. Foppé, Das romantische Amerika.

Das alte Amerika (Felsenest in Colorado).

Europas vorbei sein werde<sup>2)</sup>, so können wir dem hinzufügen, daß das letztere auch hinsichtlich Amerikas gilt.

In der Tat scheint manches, was auch in den Rahmen unserer Betrachtungen hineinreicht, dafür zu sprechen, daß die künftige Entwicklung sich so vollziehen wird, wie eben angedeutet: haben doch innerhalb der letzten Jahrzehnte die Völker Europas alles getan, um den Zeitpunkt beiseits vorzubereiten, sich ihrzepter aus der Hand winden zu lassen. Ebenso wie vor allem Japan schulden ihnen die Vereinigten Staaten von Amerika Dank dafür.

Hinsichtlich der Entwicklung der letzteren, insbesondere in weltpolitischer und weltwirtschaftlicher Hinsicht ergäbe sich hieraus, daß auch die amerikanischen Rume nicht in den Himmel wachsen werden; schließt doch auch Kjellén seine Untersuchungen über die Vereinigten Staaten von Amerika mit dem Satz ab: „Zum Beherrscher der Welt sind die Vereinigten Staaten nicht geschaffen — höchstens zum Beherrscher der Neuen Welt.“

## 2.

Hierin aber zum mindesten, als Beherrscher der Neuen Welt, als die Herren Gesamtamerikas, sind die Vereinigten Staaten bereits ein weites Stück vorangekommen, wenn auch vielleicht empfindliche Rückschläge nicht ausbleiben werden;

<sup>2)</sup> Werner Schombart, Der moderne Kapitalismus, dritter Band: Das Wirtschaftsleben im Zeitalter des Hochkapitalismus, 2. Halbband, München und Leipzig 1927, S. 1014 u. S. 1019. Dazu auch: L. Stotard, The Rising Tide of Colour against White World-Supremacy, London 1920.

die Möglichkeit zu solchen Rückschlägen muß in demselben Grade zunehmen, in welchem die anderen amerikanischen Staaten, ähnlich wie die Vereinigten Staaten selbst, aus der kolonialen in die nationale Periode eintreten und in ihr fortschreiten.

Mit und ohne Monroe-Doktrin, je nach den mitspielenden Umständen, haben die Vereinigten Staaten ihren politischen und wirtschaftlichen Machtbereich immer weiter gespannt, zunächst natürlich innerhalb Gesamtamerikas. Obwohl diese Doktrin nur auf einen persönlichen Meinungs Ausdruck des vor einem Jahrhundert amtierenden Präsidenten Monroe zurückgeht und außerhalb des Völkerrechts steht, ist sie für den Amerikaner „so unantastbar wie dem Orthodoxen die Heilige Schrift“<sup>3)</sup>; Präsident Monroe stellte in seiner berühmten Botschaft vom 2. Dezember 1823 die Grundsätze auf, daß Amerika sich nicht in europäische Angelegenheiten mische, dafür aber auch verlange, daß die europäischen Staaten sich unter allen Umständen jeglicher Einmischung in die gesamtamerikanischen Verhältnisse enthalten.

Die Erweiterung des Gebietes der Vereinigten Staaten zum Stillen Ozean hin während des 19. Jahrhunderts stellte bereits eine Verletzung des Geistes dieser Lehre dar; wirtschaftliche Interessen waren es oft, die bis auf den heutigen Tag zu politischem und oft sogar zu militärischem Einschreiten der Vereinigten Staaten führten. Und nicht etwa nur auf den eigentlichen nordamerikanischen Kontinent beschränkten sich die Vereinigten Staaten, wie uns am treffendsten die Ereignisse um das Jahr 1895 zeigen, die zum amerikanisch-spanischen Krieg führten. Entstand dieser doch aus der kubanischen Revolution, die wieder angefaßt worden war durch Massenentlassungen kubanischer Zuckerarbeiter von amerikanischen Plantagen. Erklärte also Monroe seinerzeit, daß sich die Vereinigten Staaten mit „bestehenden Kolonien oder den von irgendeiner europäischen Macht abhängigen Ländern nicht befassen“ werden, so haben sie sich mit Kuba recht gründlich befaßt.

Aber noch interessanter ist es, was uns die Panamafrage lehrt: nämlich auch für das, was in und auf diesem Gebiete geschah, fand die Monroe-Orthodoxie eine Rechtfertigung, wenn man auch drüben die anrüchigen Mittel, die Präsident Roosevelt zur gewaltsamen Losreißung der Provinz Panama von der Republik Kolumbien anwendete, als „das schwärzeste Blatt in der Geschichte Amerikas“ bezeichnet hatte. Gegenüber allen Einwänden erklärte Roosevelt: „Ich habe die Kanalzone genommen, ich ließ den Kongreß reden, und während er redet, wird der Kanal gebaut.“

### 3.

In die eigentliche Weltpolitik griffen die Vereinigten Staaten ein, als sie sich außerhalb Amerikas in der Sphäre Asiens und Australiens häuslich einrichteten (Philippinen usw.; in Afrika kann man Liberia fast als eine amerikanische Kolonie bezeichnen), und vor allem, als sie in schärfstem Widerspruch zu ihrer Monroe-Doktrin in den Weltkrieg eingriffen und nach Europa gingen. Von dem heutigen Einfluß der

<sup>3)</sup> E. C. A. Bratter, Amerika, Von Washington bis Wilson, 1917 (Ulsteinverlag); S. 226 ff., wo sich auch ein längerer Auszug aus der Botschaft Monroes findet.



Aus: D. E. Hoppe, Das romantische Amerika.

### Das neue Amerika (Chicago).

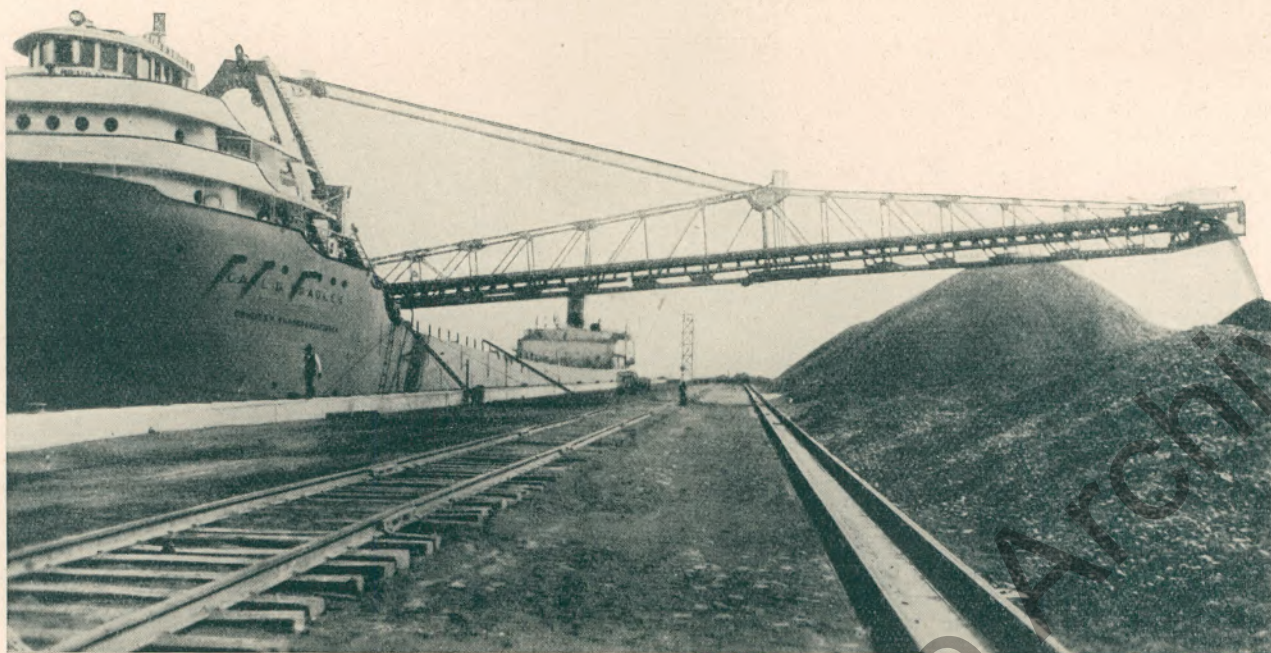
Vereinigten Staaten in weltpolitischer und weltwirtschaftlicher Hinsicht mußte sich Deutschland gelegentlich der Aufstellung des Dawesplanes wieder überzeugen.

Die Macht der Vereinigten Staaten ist heute vor allem deshalb so groß, weil ihnen fast die ganze Welt schwer verschuldet ist: auch der Hauptanteil der sogenannten Reparationen Deutschlands fließt den Vereinigten Staaten zu. Auf die wirtschaftliche Entfaltung der einzelnen Länder wie der Weltwirtschaft überhaupt übt Amerika einen gewaltigen Einfluß aus, einen Einfluß aber, der mehr als eine Lähmung anzusprechen ist, womit aber die Möglichkeit auch politischer Komplikationen verbunden ist.

Etwa die Hälfte des ganzen ausländischen Kapitals in den südamerikanischen Staaten dürfte nordamerikanisch sein. Dieses Kapital ist zum größten Teil in Plantagen und in industriellen Unternehmungen angelegt. Es ist mächtig und es kann seinen Einfluß im Guten und im Bösen gebrauchen.

Man bedenke, daß sich allein seit dem Jahre 1920 in fast allen Staaten des amerikanischen Kontinents das Kapital der Vereinigten Staaten verdoppelt hat.

Bekannt sind die Abhängigkeiten der europäischen Länder von den Vereinigten Staaten von Amerika: Gesamt Europa steht diesen heute als Schuldner gegenüber, nachdem die wirtschaftspolitische Entwicklung seit 1914 das finanzielle Weltzentrum in die Neue Welt verlegt hat.



Scherl Bilderdienst.

Jede Sekunde eine Tonne!

Das neueste amerikanische Kohlen Schiff, das bei einem Fassungsvermögen von 15000 Tonnen (Ladefähigkeit von 750 deutschen Normalgüterwagen!) in weniger als fünf Stunden entladen werden kann.

## Vorbildliches vom Verkehr in Nordamerika.

Von Professor Dr. Ernst Schulze, Direktor des Weltwirtschaftsinstituts der Handelshochschule Leipzig.

Der Getreidefransport von Königsberg nach Köln stellt sich heute teurer als die Beförderung der gleichen Kornmenge aus einem Getreidesilo in Kansas oder dem Missouri- oder Mississippi-tale nach Köln! Die vorbildlichen Verkehrseinrichtungen in den Vereinigten Staaten ermöglichen es also, den Absatzradius des dort erzeugten Getreides gewaltig zu verlängern. Die Benutzung der größten irgend möglichen Verkehrsgefäße, das Prinzip der losen Schüttung, die Beförderung des Korns nicht mehr in Säcken auf Menschenrücken, sondern in riesigen Schiffsräumen ohne Zwischenwände, das Herausfangen des Korns durch die Elefantenrüssel des Getreidespeichers, die Verteilung und gleichzeitige Reinigung auf den verschiedenen Schüttböden — alles das sind Glieder in der Kette der nordamerikanischen Verkehrsfortschritte, denen man in Westeuropa erst später gefolgt ist.

Ständig hält man Ausschau nach Neuerungen und wirft das Frühere zum alten Eisen. Beseelt von dem energischen Wunsch, der ganzen Welt in den Arbeitsmethoden voraus zu sein, hat man in der Tat für viele Tätigkeitsgebiete Glanzleistungen erzielt, die anderen Völkern zum Ansporn wurden.

Vor allem geschah dies durch die grundsätzliche Befolgung des Prinzips der technischen Zweckmäßigkeit. Nicht danach wurde zunächst gefragt, wie hoch sich die Kosten der Arbeitsmethode stellen, sondern welche Leistungen man damit erzielen könne.

Dieser Grundsatz hat auch im nordamerikanischen Verkehrswesen wahre Triumphe gefeiert, in der Schifffahrt nicht minder wie im Eisenbahnwesen, während freilich der Straßenbau bis um die Jahrhundertwende verkrüppelt blieb.

Der hohe Wirkungsgrad des nordamerikanischen Verkehrswesens beruht auf ähnlichen Ursachen wie die Steigerung der landwirtschaftlichen und industriellen Produktivität; nur daß noch ein Weiteres hinzutrat: der Grundsatz, die Transportgefäße so umfangreich wie möglich zu gestalten. Seit mehr als einem Menschenalter hat man in den Vereinigten Staaten

das Verkehrswesen planmäßig auf die Massenhaftigkeit eingestellt und dadurch wiederholt Verbilligungen erzielt, die nordamerikanische Waren — auch Massengüter — bis in das Herz europäischer Länder trugen.

Schon in den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts konnte Roheisen aus den Vereinigten Staaten massenweise nach Europa ausgeführt werden, und zwar größtenteils aus Arkansas und dem Mississippi-tal. Das Eisen fällt dort, so möchte man sagen, unmittelbar von den Hochofen in die Schiffe. In den Hochofen Ohios und Abamas kostet die Beförderung der Erze und Zuschlagerte zu den Kohlen so gut wie nichts, weil sie im Boden nebeneinanderliegen. An anderen Stellen mußte man die Erze erst zur Kohle bringen oder umgekehrt. Kaum hatte der Stahltrakt aus einer Untersuchung der Produktionskosten der einzelnen ihm angeschlossenen Werke ersehen, daß die Beförderung einen nicht unbedeutlichen Teil der Gesamtproduktionskosten ausmachte, daß zudem manche der älteren Werke im Raum beengt waren oder die neuen Produktionseinrichtungen je nach der Zeit, da sie entstanden waren, räumlich an den Gesamtbetrieb angeschlossen hatten, während eine zweckmäßige Raumanordnung Transportkosten innerhalb der Werkanlagen ersparen mußte — so legte er eine Anzahl der älteren Eisen- und Stahlwerke still und übertrug statt dessen ihre Produktion der neuen Stahlstadt Gary, die er an günstiger Stelle an der Südwestecke des Oberen Sees mitten in der Einöde aus dem Boden hervorstampfte, nicht zum wenigsten, weil die Verkehrslage hier gestattet, Erze und Kohlen in riesigen Schiffsgefäßen über die Großen Seen zueinander zu bringen und ebenso die Endprodukte in umfangreichen Transportgefäßen zu befördern.

Die Ladevorrichtungen der amerikanischen Häfen sind vielfach zu größter Vollkommenheit ausgebildet. Beispielsweise können in dem Hafen von Milwaukee täglich 110000 Tonnen Kohle entladen werden. Die Kohlendampfer, die dort anlegen, haben eine geradezu unwahrscheinliche Gestalt:

von riesiger Länge (bis 200 Meter), fassen sie je 12000 bis 15000 Tonnen Kohlen.

Dem Tiefgang der Schiffe setzen nur die natürlichen Verbindungen zwischen den einzelnen Seen Schranken. Hier griff daher frühzeitig der Staat als Wasserbauer ein, um der natürlichen Wasserstraße der Großen Seen dauernd die höchste Nutzbarkeit zu sichern. Sault Ste. Marie (abgekürzt Soo) war 1853 nur 4 Meter tief, wurde aber 1881 auf 5 und 1897 sogar auf 8,5 Meter vertieft. So wurde ein Großschiffahrtsweg gewonnen, wie ihn kein zweites Land aufzuweisen hat.

Infolge dieser Maßnahmen und dank dem Bau spezialisierter Schiffskörper von außerordentlicher Größe gelang es den Amerikanern, auf den Großen Seen einen stärkeren Güterverkehr zu bewältigen, als ihn selbst die allergrößten Welthäfen verzeichnen.

In weniger als einem Menschenalter ist die Kette der Großen Seen nicht nur zu der wichtigsten Verkehrsstraße Nordamerikas geworden, sondern zu der belebtesten Verkehrsstraße der ganzen Welt. Was allein an Eisenerz durch den Sankt-Lorenz-Fluß, übertrifft an Raum, freilich nicht an Wert, den Schiffsverkehr durch den Suezkanal um das Dreis- bis Vierfache. An den beiden Stellen, an denen sich der Verkehr auf den Großen Seen eng zusammenschneidet — im Norden, wo die drei westlichen Seen sich verengen und zusammentreffen, und am Südende des Huronsees, wo er mit dem Eriess durch den Detroit- und St.-Clair-Fluß in Verbindung steht —, sieht man von April bis Dezember Tag und Nacht eine ununterbrochene Kette von Schiffen vorüberziehen: große Frachtdampfer, viele von mehr als 10000 Tonnen, schlankgebaute Personendampfer mit messerscharfem Bug, lange Reihen von Schonern ohne Segel, die von einem Schleppdampfer dem offenen Fahrwasser zugeführt werden. Jedes dieser Schiffe sucht die anderen zu überholen, alles wimmelt von Bewegung, und wohl nirgends in der Welt sieht man so viele große Schiffe beieinander. Bei der Ankunft im Hafen öffnet sich das Deck, nur die Querbalken bleiben, und gewaltige Greifer löschen die Fracht. Das gesamte Schiffsinnere bildet, das sieht man schon von außen, einen einzigen Rieserraum, ohne jede Scheidewand.

Alles ist auf die Bedürfnisse der Massenbeförderung zugeschnitten, denen der vorhandene große

Schiffsraum trotz dem schon seit langem kaum genügen kann.

In der Ausweitung der Eisenbahnfrachtwagen sind

nun die Amerikaner ebenfalls viel weiter gegangen als die europäischen Eisenbahnverwaltungen. In den Vereinigten Staaten hat man zuerst Güterwagen von einer Tragfähigkeit bis zu 110 Tonnen benutzt. Es wird dadurch an rollenden Wagen, infolgedessen an Raum und Menschenkraft, aber auch an Zugkraft gespart, da das tote Gewicht im Verhältnis zur Ladung bei so großen Wagen geringer ist. Zur Begleitung von zehn Güterwagen zu 110 Tonnen braucht man weniger Schaffner als für 73 Wagen zu 15 Tonnen, und die letzteren nehmen so viel Raum in Anspruch, daß bei steigendem Frachtverkehr die Erweiterung der Gleisanlagen, der Rangierräume, der Bahnhöfe usw. bedeutend größere Anforderungen stellt.

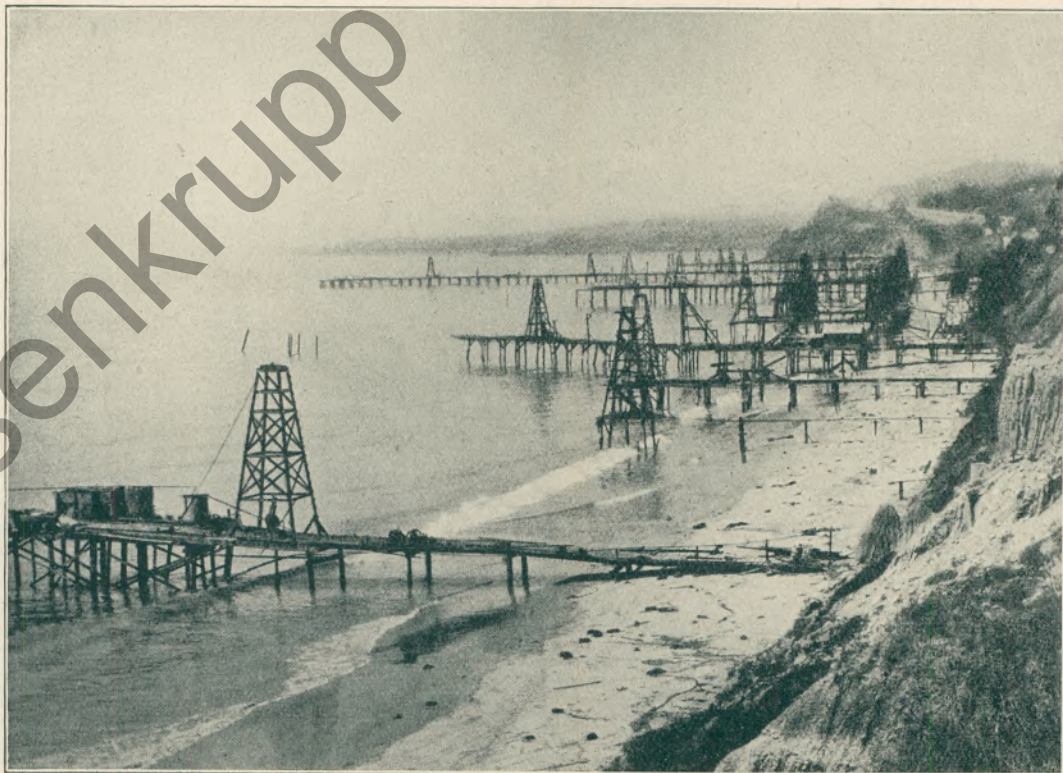
In Deutschland ist man diesen Fortschritten letzten ent-schlossen gefolgt. So benutzt u. a. das Großkraftwerk Rummelsburg zur Kohlenbeförderung nur Sonderwagen von je 50 Tonnen Fassungskraft. Ferner laufen noch Großraumgüterzüge auf mehreren Strecken des Industriegebietes.

Wie der Verkehrsbetrieb in den Vereinigten Staaten auch sonst rationalisiert ist und unablässig weiter rationalisiert wird, ergibt alle Augenblicke irgendeine neue Nachricht. Beispielsweise ist nicht nur der Kraftwagenkleinverkehr dort besonders ausgebildet, wozu ja die Weite der Räume bei verhältnismäßig dünner Besiedelung (namentlich in den Präriestaaten und dem pazifischen Westen) zwang, sondern man hat bereits Kraftwagenfernlinien eingerichtet, die Strecken bis zu 2750 (!) Kilometer zurücklegen.

Schon ist die Einführung des Schlafwagenverkehrs in Aussicht genommen. Die Eisenbahn antwortet auf diesen unerwünschten empfindlichen Wettbewerb durch Einrichtung neuer Zubringerlinien, die besonders billige Tarife stellen, um den Verkehr an sich zu ziehen.

So strebt das Verkehrswesen Nordamerikas unablässig nach weiteren Fortschritten. Es hat im letzten halben Jahrhundert Methoden angewandt, die staunenswerte Erfolge brachten. Die europäischen Nationen folgten anfänglich nur zögernd. Später haben sie sich überzeugt,

daß sich mit den amerikanischen Verkehrsmethoden Großartiges erzielen läßt. Freilich darf man sie nicht slavisch übernehmen, da sie wirtschaftlich nur dort anwendbar sind, wo eine ähnliche Massenhaftigkeit des Verkehrs besteht oder doch geweckt werden kann wie in der nordamerikanischen Union.



Aus: D. E. Hoppe, Das romantische Amerika.

Ölpumpen an der kalifornischen Küste.

# Als Kontoristin in Newyork.

Von Hedwig Jäger, Hamburg.

Den nach den Vereinigten Staaten auswandernden jungen deutschen Mädchen bleiben, wenn sie gezwungen sind, sich ihren Lebensunterhalt selbst zu verdienen, gemeiniglich nur zwei Wege offen: Entweder sie verdingen sich als Dienstmädchen, oder aber sie treten, wenn sie im Besitze einiger kaufmännischer Kenntnisse sind, in eine „office“, ein Kontor, ein.

Beherrschung der englischen Sprache ist in beiden Fällen nicht immer erforderlich.

Die vielen deutschen Familien — wohnen doch mehr als fünf Millionen Landsleute im Bereich des Sternenhanners — nehmen mit Vorliebe deutsche Mädchen in ihren Dienst. In den deutschamerikanischen Tageszeitungen nehmen die Inserate: „Gesucht Dienstmädchen bei gutem Gehalt. Eben gelandete Deutsche bevorzugt“, ganze Spalten ein. Es darf nicht verschwiegen werden, daß ein gut Teil Egoismus bei der Bevorzugung „frisch importierter“ Hilfskräfte mitspricht; denn die Neueingewanderten sind mit den einschlägigen Verhältnissen nicht vertraut und verdingen sich oft zu einem Lohn, der im ersten Augenblick wohl besticht, der aber, gemessen an den wesentlich höheren Preisen für fast alle Bedarfsartikel, als durchaus unzureichend bezeichnet werden muß.

Besser sind jedenfalls junge Mädchen daran, die über einige Vorkenntnisse in der Landessprache verfügen. Ihnen steht auch der Eintritt in eine amerikanische Familie offen. Die Behandlung und Verpflegung sind durchweg gut, und die Arbeit kann auch von weniger Kräftigen geleistet werden. Löhne von 50 bis 70 Dollar inklusive voller Verpflegung sind keine Seltenheiten, und man wird begreifen, daß eine derartige Hausangestellte wohl in der Lage ist, sich im Laufe einiger Jahre eine hübsche Summe zusammenzusparen.

So weit die Dienstmädchen.

Anders liegen die Verhältnisse bei den Kontoristinnen.

Es gibt in Newyork eine Reihe von großen deutschen Firmen, bei denen junge deutsche Mädchen Stellung erhalten können. Das gewöhnliche „office girl“ erhält einen Wochenlohn von 14 bis 18 Dollar, Stenotypistinnen werden mit 20 bis 25 Dollar entlohnt.

Ein Wochenlohn von etwa 100 Goldmark wird vielen meiner Leserinnen als äußerst erstrebenswert erscheinen; aber man darf auch hier nicht außer acht lassen, daß die Lebenshaltung in Newyork recht teuer ist. Kann das junge Mädchen bei Verwandten wohnen, so verbilligen sich naturgemäß die Ausgaben; ist es aber gezwungen, ein Zimmer zu mieten, so muß mit einer Mindestausgabe von 4 bis 5 Dollar pro Woche gerechnet werden. Dieser Preis versteht sich für ein einfach möbliertes Zimmer ohne Bedienung. Bessere Zimmer und solche, die mehr im Stadtzentrum liegen, sind nicht unter 6 bis 8 Dollar wöchentlich zu haben.

Durch einen Stellenvermittler — in der 6. Avenue wohnen sie Haus an Haus — erhielt ich gegen Bezahlung von 3 Dollar Gebühr eine Stellung als Schreibmaschinenschönfäulein in einer großen deutschamerikanischen Firma nachgewiesen. An-

fangsgehalt 16 Dollar wöchentlich, steigend von Jahr zu Jahr um 2 Dollar pro Woche.

Vorerst wurden mir die Abschrift der deutschen Korrespondenz und ähnliche Arbeiten übertragen.

Arbeitszeit war von 8 bis 12 und von 1 bis 5 Uhr. Während der Sommermonate wurde Sonnabends um 12 Uhr geschlossen. Im Winterhalbjahr mußte zuweilen Überarbeit geleistet werden. Für 2 bis 2½ Stunden wurde ein Dollar vergütet. Auf diese Weise brachte ich es oft auf 20 Dollar wöchentlich. Mein Tageslauf war ungefähr der folgende:



Aus: D. E. Hoppé, Das romantische Amerika.

Verlag Ernst Wasmuth.

Blick von der Hudsonbrücke auf Newyork.

Um 7 Uhr aufstehen, da ich in dem billigeren Hoboken (Staat New Jersey) wohnte und über eine halbe Stunde Weges bis zur „office“ hatte.

Nach dem Ankleiden geht man zum Kaffeetrinken — „breakfast“ nennt der Amerikaner diese Mahlzeit — in den nächsten „lunch-room“. Für den Durchschnitts-Mann besteht dies erste Frühstück aus einer halben „grape-fruit“ (apfelsinenartigen Frucht), deren Saft die Verdauung fördern soll, oder einer Haferschleimsuppe (Preis 10 Cent). Zwei Eier, gekocht oder gebacken, und ein beschmiertes Brötchen, „roll“ genannt, beschließen diese Mahlzeit (Preis 30 bis 40 Cent). Milch, Tee oder Kaffee kosten 5 Cent die Tasse.

Eines der riesigen Ferryboote brachte mich sodann nach viertelstündiger Fahrt über den Hudson nach New York.

Auch im Geschäftsleben verleugnet der Amerikaner nicht die Rücksichtnahme gegen das „schwächere Geschlecht“. So brauchten wir weiblichen Angestellten erst ein Viertel nach acht zum Dienst zu erscheinen und konnten bereits um 4½ Uhr, also eine Stunde vor den männlichen Kollegen, das Büro verlassen.

Um 12 Uhr beginnt die einstündige Mittagspause. In unserer Office befand sich im ersten Stockwerk ein Lunch-room für die Angestellten — männlich und weiblich getrennt. Man konnte da für 30 Cent einen Salat oder ein Stück Kuchen und zwei belegte Brötchen bekommen; Kaffee, Milch und Tee lieferte die Firma unentgeltlich, und man konnte trinken, soviel

man mochte. Nach Officeeschluß kam dann das „dinner“, die Hauptmahlzeit. Lunchrooms gibt es mehrere in jeder Straße, und die Preise sind ziemlich gleich. Am billigsten ist noch ein „Hamburger Steak“, unser Hackbraten, der mit Zwiebeln und Kartoffeln 25 Cent kostet. Billig sind auch die zusammengekochten Essen, als da sind: „Irish stew“, „lamp stew“, „pork and beans“, „roast beef and cabbage“ (Kohl), und wie die Gerichte alle heißen.

Die Amerikaner beschließen diese Mahlzeit gewöhnlich mit einer Tasse Kaffee und einem Stück Kuchen, von denen die Lunchrooms eine große Auswahl führen.

Durchschnittlich muß man wohl mit einer Mindestausgabe von 50 bis 75 Cent für das Mittagessen rechnen, so daß sich die Gesamtkosten für die täglichen Mahlzeiten bei bescheidenen Ansprüchen auf ungefähr 1½ Dollar pro Tag stellen.

Wer nur 15 Dollar verdient, muß sich natürlich mit einem bescheidenen Vorstadtzimmerchen begnügen — Waschgelegenheit und Zentralheizung sind auch in einfachen Wohnungen meistens vorhanden —.

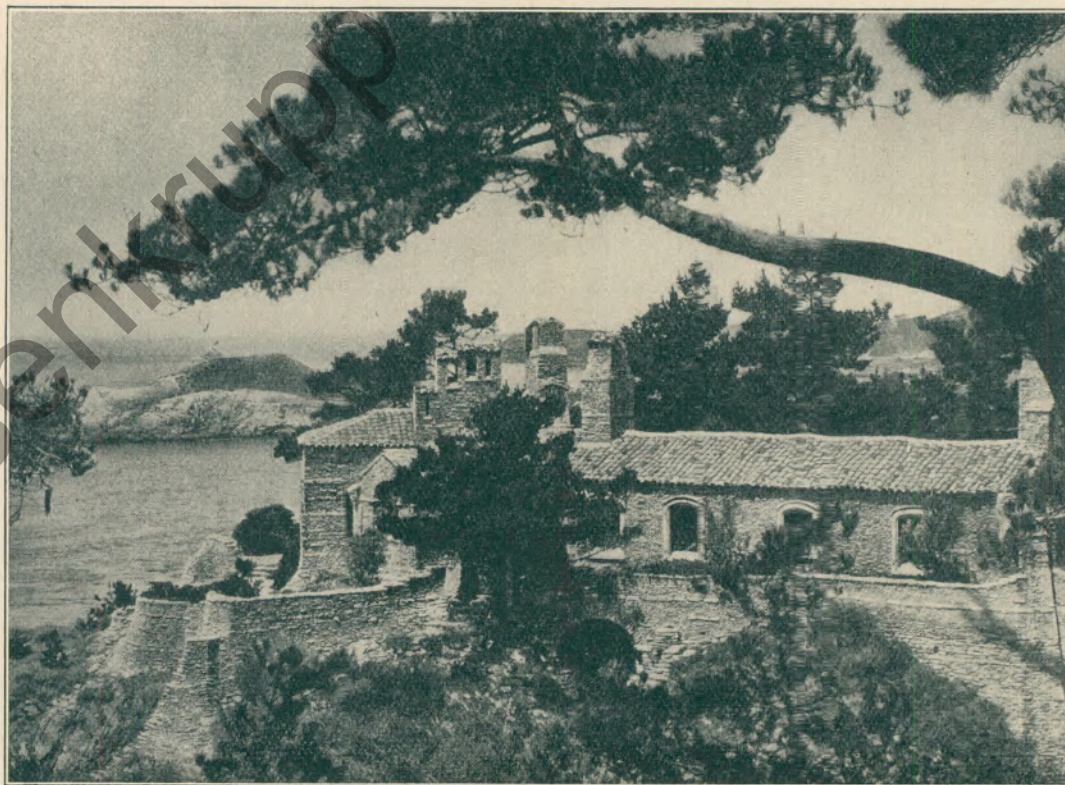
Aber auch bei einem Verdienst von 20 Dollar wöchentlich kann die Kontoristin keine großen Sprünge machen. Denn der Rest geht für Kleidung, Fahrgehalt und Vergnügen drauf.

Man wird aus dieser Schilderung ersehen, daß, im ganzen genommen, das Los der amerikanischen Kontoristin durchaus nicht so beneidenswert ist; denn auch in den Vereinigten Staaten ist nicht alles Gold, was glänzt.



Aus: D. E. Goppé, Das romantische Amerika.

Eine typische Bergwerkstadt (Bingham-Utah).



Aus: D. E. Goppé, Das romantische Amerika.

Kalifornische Landschaft.

# Arbeitsverhältnisse in Amerika.

Von Dr. jur. Friß Längler, Berlin.

„Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten“, so wurde früher das Land der Vereinigten Staaten von Nordamerika genannt nach einem Ausspruche des Geh. Kommerzienrats Goldberger. Diese „Möglichkeiten“ sind inzwischen zu einem großen Teile Wirklichkeit geworden. Die Vereinigten Staaten haben einen Grad von wirtschaftlicher und technischer Entwicklung erreicht, der das Staunen und die Bewunderung der europäischen Welt erregt hat.

Es ist selbstverständlich, daß der Blick des deutschen Forschers zunächst geblendet wurde durch das Neue, Ungewohnte, das Auge und Hirn in den Vereinigten Staaten fanden. Aus unseren deutschen gedrückten Verhältnissen heraus erschien so vieles groß und bewundernswert, daß in diesen Berichten die subjektiven Eindrücke überwogen, die im deutschen Leserkreise die Gefühle der Bewunderung in den Vordergrund drängten. Inzwischen ist unsere Kenntnis der amerikanischen Verhältnisse erheblich vertieft worden. Wir sind in den Wesenskern der amerikanischen Dinge eingedrungen, wir haben die Ursache des Aufstiegs der Vereinigten Staaten zu ergründen versucht und hiernach objektiv festzustellen unternommen, inwieweit uns das amerikanische Vorbild maßgebend sein kann und bis zu welchem Grade wir ihm nachzufolgen in der Lage sind.

Wie hat sich eine so günstige Lage entwickeln können? Auf welchen Ursachen beruht sie? In vorderster Linie ist es gewiß der Reichtum, den das Land an Bodenschätzen aller Art bietet, der die Grundlage der wirtschaftlich so günstigen Entwicklung abgibt. Dann sind es die Größe und Weite des Landes, die diese Ausnutzung ermöglichen. Die Vereinigten Staaten sind — das muß man sich bei einem Vergleich etwa mit Deutschland immer vergegenwärtigen — ungefähr so groß wie ganz Europa einschließlich dem europäischen Rußland und vierzehnmal so groß als Deutschland. Wer die Entfernung von Newyork nach San Franzisko, vom Atlantischen zum Pazifischen Ozean zurücklegt, hat ungefähr dieselbe Entfernung bewältigt, wie wenn er von Berlin nach Bagdad am Persischen Golf oder auf der Transsibirischen Bahn bis zum Baikalsee fahren würde. Und dieses große Land wird nur von wenig mehr als der doppelten Bevölkerung Deutschlands bewohnt: auf das Quadratkilometer entfallen nur 15 Personen gegen 133 in Deutschland; das letztere ist also neunmal so dicht besiedelt als Amerika. Dieses gewaltige Reich, das mehr einem Kontinent als einem Staate europäischen Begriffs gleicht, wird in sich durch keine Verkehrsbarrieren, durch keine Zollschranken beengt, das ganze Land steht als freies Tätigkeits- und Absatzgebiet zur Verfügung. — Und dieses reiche und große Gebiet fand in einem kühnen Menschengeschlechte seinen Meister. Amerika ist ein vollkommenes Einwanderungsland, und der kühne Wagemut, den die Einwandernden mit sich brachten, namentlich die aus dem wirtschaftlichen Europa, und hier in vorderster Linie aus Deutschland, er hat die Grundlage für die wirtschaftliche Entwicklung des Landes gelegt.

Auf solcher Grundlage hat sich auch die Lage des amerikanischen Arbeiters entwickelt. Sie hat Schritt gehalten mit der Entwicklung der Wirtschaft des Landes. Diese Entwicklung findet in erster Linie ihren Niederschlag in dem Lohn des Arbeiters, der sich nach der schweren Depression des Jahres 1920 der wirtschaftlichen Aufwärtsbewegung



Aus: D. E. Hoppé, Das romantische Amerika.

San Franzisko. Chinesenstadt.

entsprechend stetig verbessert hat. Die Höhe des Lohnes eines amerikanischen Arbeiters etwa in einer exakten Ziffer anzugeben ist ebenso unmöglich, wie er etwa für uns in Deutschland angegeben werden kann. Die Durchschnittsberechnungen über die amerikanische Lohnhöhe geben ebenso wenig ein Bild über die tatsächlichen Verdienste der amerikanischen Arbeiter, und zwar um so weniger, als in der amerikanischen Entlohnung eine ungleich größere Verschiedenheit und Individualisierung herrscht als bei uns. Dazu kommt, daß die Verschiedenartigkeit der Lebenshaltung und die verschiedene Höhe der Lebenskosten überhaupt einen Vergleich etwa mit den deutschen Verhältnissen ungemein erschweren.

Nach einer Berechnung, die ich in meinem in diesen Tagen erscheinenden Buche „Aus dem Arbeitsleben Amerikas“ angestellt habe\*, verhalten sich unsere Lebenshaltungskosten zu den amerikanischen wie 4 : 10, so daß auch der amerikanische Lohn, mit dem unsern verglichen, nur eine Kaufkraft von vier Zehntel hat und hiernach auf diesen Wert zurückgeführt werden muß, wenn man überhaupt in einen Vergleich eintreten will. Vielleicht kann man sagen — aber auch das nur mit Vorbehalt —, daß der Lohn des deutschen Arbeiters in seiner Kaufkraft etwa dem des amerikanischen ungelernten Arbeiters entspricht, während der gelernte Arbeiter in Amerika über eine höhere Kaufkraft verfügt.

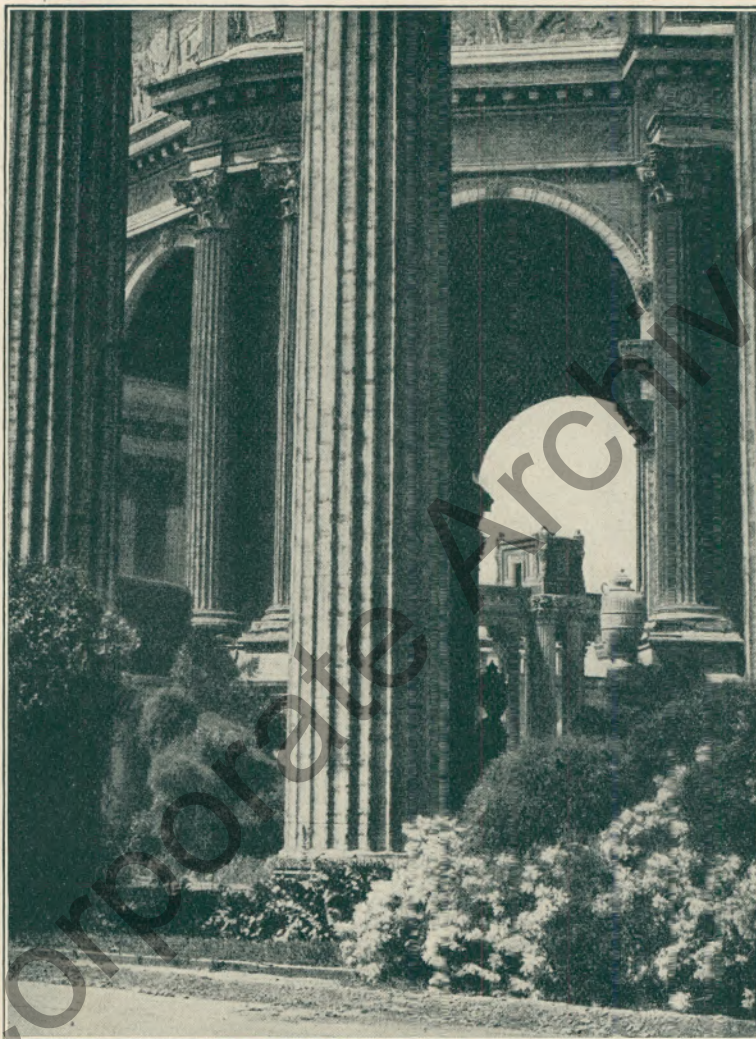
\* „Aus dem Arbeitsleben Amerikas“. Arbeitsverhältnisse, Arbeitsmethoden und Sozialpolitik in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Von Dr. Friß Längler. Verlag von Reimar Hobbing. 5,60 RM.

Das Charakteristische des amerikanischen Lohnes liegt, wie ich schon erwähnte, in der großen Verschiedenheit der Höhe der Einzellöhne. Während in Deutschland infolge der starken Ausdehnung des Kollektivprinzips und der in Amerika nur eine geringe Rolle spielenden Tarifverträge eine Nivellierung der Lohnhöhe eingetreten ist, die sich um den Durchschnittslohn mit nur geringen Nuancen nach oben und unten gruppiert, sind in Amerika die Löhne nicht nur in den einzelnen Industrien, sondern auch in dem Betrieb und für den einzelnen Arbeiter sehr verschieden, so daß es auf die besondere Arbeitsstelle und auf die besondere Arbeitsleistung des einzelnen Arbeiters ankommt, die den Verdienst bestimmen.

Bei solcher Individualisierung des Arbeitsverhältnisses ist es auch erklärlich, daß die amerikanischen Gewerkschaften längst nicht die Rolle spielen, die sie bei uns in Deutschland beanspruchen. Sowohl die amerikanischen Gewerkschaften als auch die amerikanischen Arbeitgeberverbände haben längst nicht die Ausbreitung, die sie in Deutschland haben, wo sie das gesamte Arbeitsverhältnis bestimmen. Die Gewerkschaften sind dort nicht, wie bei uns, über die gesamte Industrie ausgedehnt, sondern sie haben nur in einigen Industrien Fuß gefaßt, so insbesondere im Baugewerbe, im Bergbau, im Buchdruckgewerbe und bei den Eisenbahngesellschaften, die bekanntlich in Amerika in privater Hand sind. In den übrigen Industrien überwiegt die individualistische Regelung des Arbeitsverhältnisses, die überdies dem amerikanischen Nationalcharakter mehr entspricht, als die auf der Vertretungs-idee aufgebaute kollektivistische Regelung in Deutschland. Durch diese individualistische Gesamtauffassung, die sich von Doktrinen frei hält und allein auf den wirtschaftlichen Erfolg sieht, die sich überdies noch frei hält auch von der Einführung politischer Gedankengänge in die Betrachtung des Arbeitsverhältnisses, ist es für die amerikanische Industrie leichter, zu einer auf gegenseitiges Verständnis gerichteten Zusammenarbeit mit der Arbeiterschaft zu gelangen. Auf dem Boden wirtschaftlicher Gedankengänge sich zu einigen ist immer erheblich einfacher und leichter, als sich auf dem Boden von Weltanschauungen oder politischen Programmen zu treffen. Und so gewinnt in der Tat derjenige, der die sozialen Verhältnisse in Amerika studiert, den Eindruck, daß das Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer im großen und ganzen dort erheblich freundlicher ist, als es zur Zeit noch vielfach in Europa der Fall ist.

Gegenüber dieser privaten Initiative tritt der Staat bei der Regelung des Arbeitsverhältnisses fast vollständig zurück. Von dem Gedanken ausgehend, daß der erwachsene Arbeiter sich selbst verantwortlich sein soll und seine eigene Angelegenheit selbst zu regeln berufen ist, daß es ferner den amerikanischen Grundsätzen der Freiheit des Individuums widersprechen würde, wenn der Staat eingreifend ihn bevormunden wollte, hält sich der Staat von der Regelung der Arbeitsverhältnisse erwachsener Arbeiter fast ganz zurück; er beschränkt sich im allgemeinen darauf, einer besonderen Ausbeutung der Frauen und Kinder vorzubeugen. Daß sich der Staat selbst in die Lohnfestsetzung einmischen sollte oder könnte, wie es durch die Schlichtungspraxis in Deutschland der Fall ist, widerspricht der amerikanischen Volksauffassung vollkommen.

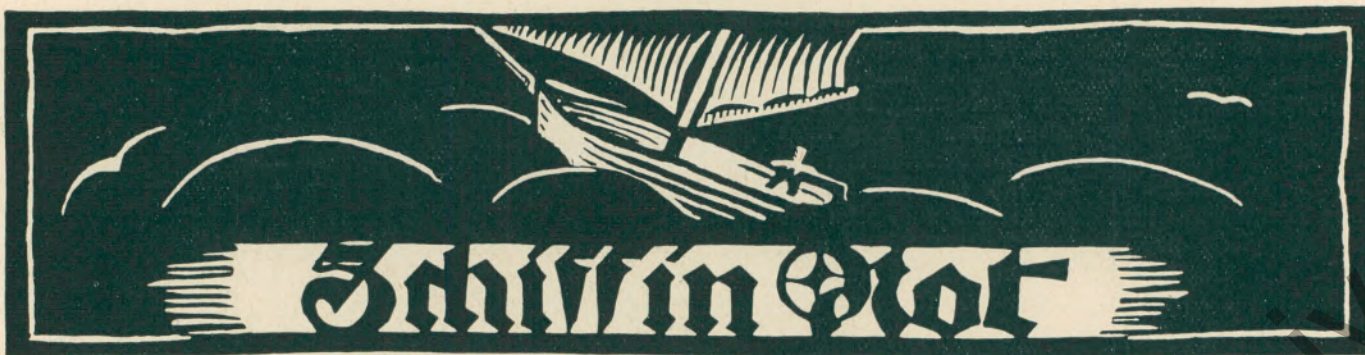
Wie die Zukunft der amerikanischen Wirtschaft sich gestalten wird, das vorauszu sehen und vorauszusagen ist nicht möglich. In Amerika selbst beurteilt man auch die nahe Zukunft noch durchaus günstig.



Aus: D. E. Hoppé, Das romantische Amerika.

San Francisco. Ruinen des Kunstpalates.

Stellt man die Betrachtung amerikanischer und deutscher Verhältnisse lediglich auf einen Vergleich der beiderseitigen wirtschaftlichen Grundlagen und Hilfsmittel an und kommt demgemäß zu dem Urteil, daß Amerika reich ist und sich infolgedessen alles leisten kann, und daß Deutschland arm und hiernach in all seinen Mitteln beschränkt ist, so sünde es schlimm um unsere Wirtschafts- und Arbeitsverhältnisse in Gegenwart und Zukunft. Aber eine solche Betrachtung ließe vermissen, daß es nicht allein das Materielle ist, das die Lebensbedingung schafft, sondern daß vor allem Materiellen die Gedankenarbeit fehlt und letzten Endes auch die Materie beherrscht. In dieser Hinsicht aber, in der Beherrschung der Natur durch der Geist, dürfen wir getroßt unser deutsches Volk, das Volk der Dichter und Denker, an die Spitze der Nationen stellen und von ihm erwarten, daß es seine reichen Geisteskräfte einsetzt, um Deutschland, trotz der Kargheit seiner Bodenschätze wieder herauszuführen aus der gegenwärtigen Depressionslage zu einer wirtschaftlichen Entwicklung, die unserm deutschen Volke die Lebens- und Arbeitsbedingungen schafft, auf die ein so großes, an geschichtlicher Entwicklung so reiches Volk Anspruch hat. Wenn wir uns so der in uns liegenden dynamischen Kraft bewußt werden und sie zur Entfaltung bringen, so brauchen wir an Deutschlands Zukunft trotz des Reichtums Amerikas nicht zu verzweifeln.



Roman von Lu Nolbehr.

Inhalt des bisher erschienenen Teiles:

Die Firma Justus Detttenborn, ein angesehenes altes Hamburger Kaufmannshaus, ist durch die Stürme der Nachkriegszeit in ihren Grundfesten erschüttert. Dem Inhaber Felix Detttenborn fehlt neben dem klaren Blick für die Forderungen der Zeit das Wichtigste: zu disponieren und zu entscheiden, kurz: Herr zu sein.

Sein Bruder Johann, Teilhaber eines bedeutenden Amsterdamer Bankhauses, bedenkt sich nicht einen Augenblick, als der Ruf an ihn ertönt: Schiff in Not! Der Heimkehrende erkennt mit klarem Blick, daß Gegenwart und jüngste Vergangenheit höchstens als Anstoß, keineswegs aber als einziger Grund der augenblicklichen verzweifeltsten Lage des Hauses Detttenborn zu werten sind. Die Hauptschuld liegt bei den Menschen, sei es nun, daß sie, wie seine Stiefmutter, noch immer in der Vorstellung einer verflochtenen Zeit befangen, Ansprüche stellen, die sich heute nicht mehr rechtfertigen lassen, sei es, daß sie, wie die jüngeren Geschwister Lothar, Alfred und Gabriele, durch die mißverständene „Freiheit“ der Nachkriegsjahre angekränkt, einer festen Hand bedürfen, die die Zügel straff hält und ihren Willen in geordnete Bahnen weist.

Johann greift ohne Rücksicht auf die Anfeindungen, denen er überall begegnet — nur die älteste Schwester Justine steht ihm vom ersten Augenblick an tatkräftig zur Seite —, entschlossen durch, getragen einzig und allein von dem festen Willen, dem Hause Detttenborn wieder zu seinem alten, guten, vertrauenswürdigen Namen zu verhelfen. Die Ansprüche der Lebensführung des einzelnen werden, gegen den Willen der Mutter, den Verhältnissen angepaßt, die Hilfskräfte auf das unbedingt notwendige Mindestmaß verringert, die entstehende Mehrarbeit auf die Geschwister verteilt. Nachdem so die Grundbedingungen für eine Festigung der Geschäftsgrundlage geschaffen sind, folgt als zweiter Schritt die Prüfung der bestehenden Verbindlichkeiten, die ein außerordentlich trübes und hoffnungsloses Bild ergibt. Der Rückzahlungstermin einer nicht unbedeutenden kurzfristigen Anleihe steht unmittelbar bevor, und diese ist nur ein Posten von denen, die, jeder für sich, eine neue Krise bedeuten. Nur eine Lösung gibt es, die es ermöglicht, den eingegangenen Verpflichtungen nachzukommen: das Haus Detttenborn wird zum Schuldner der Handelsbank in Rotterdam.

Bei Gabi saß wieder die Böttner, nahe unter der Lampe, und stopfte die seidenen Strümpfe, die Fräulein Gabi von der Reise mitgebracht hatte. Gabi saß in die Ecke ihres kleinen Sofas gedrückt, mit hochgezogenen Knien. Ihre Augen folgten den fleißigen Händen der alten Dienerin. „Wie ging es weiter, Böttner? Also ihr hattet euch lieb? Er war Diener beim Baron Rastinwill?“

„Nun ja, Fräulein Gabi, wie es halt dann im Leben manchmal geht. Aber wie kann unser Fräulein das Schicksal so einer einfachen Person, wie ich bin, viel interessieren, und dann — es ist ja schon solange her.“

„Böttner, ist er ein schlechter Mensch gewesen, ein Betrüger?“

„Gott bewahre, Fräulein Gabi! Ehrlich hat er es schon gemeint. Aber es hat halt nicht langen wollen zu einer eigenen Wirtschaft — nicht hinten, nicht vorn. Langes Warten ist auch nichts, Fräulein Gabi. Dann fand er halt eine andere, die außer dem Sparkassenbuch noch eine Aussteuer hatte.“

„Waren Sie recht unglücklich damals, Böttner?“

(Nachdruck verboten.)

„Ja, das ist wohl immer das gleiche. Erst möchte man gar nimmer leben und meint nur, just einem geschähe ein solches Leid! Aber die Zeit, Fräulein Gabi, und dann die Arbeit — oder vielleicht auch umgekehrt — die Arbeit und dann die Zeit!“

Es wurde still im Zimmer. Nach einer Weile sah die Böttner auf das junge Geschöpf, das immer noch genau so verstört aussah wie damals, als sie mit Herrn Johann so plötzlich heimgekommen, und das sich nun so ganz selbst überlassen blieb und so gar nichts mit seinem Tag anzufangen wußte.

Das Weinen und das Schluchzen und das Jammern hatte ja nachgelassen. Nun kam das Fragen nach fremden Schicksalen. Die Böttner konnte sich schon denken, was es da gegeben. Man brauchte ihr nichts zu sagen und nichts zu erklären. Sie wäre doch wohl schwer erschrocken gewesen, wenn sie alles gewußt, was geschehen war. Aber so meinte sie in ihrem einfachen Gemüt, daß es für reich und arm, für hoch und niedrig in allen Nöten schließlich nur eine Hilfe gäbe, und die sei „Arbeit“. Und da fing sie denn an, ungefragt zu reden. Sie sagte es ohne viel schöne Worte, sondern einfach, wie sie selbst war, daß es allzeit bei großen Kümmernissen nur eins gäbe: zu arbeiten. Sie erlaubte sich, auf Fräulein Justine hinzuweisen. Sie meinte, Fräulein Gabriele sollte es nur auch einmal versuchen, und sie, die Böttner, wolle sich wohl vertrauen, Fräulein Gabi anzuleiten. Sie sei nun in dem Alter, in dem man lernen müßte, was so ein Haushalt erfordere. Denn nur, was man selbst könne, könnte man einem anderen auch richtig befehlen. Und wenn Fräulein Gabi dann mal selbst einen Haushalt zu leiten hätte —.

„Ach, Böttner, dazu wird es nie, nie kommen, damit ist's nun für immer vorbei.“ Leidenschaftlich weinte Gabi auf, und sie wollte auf keinen Trost der Alten hören. Was wußte auch die Böttner, was ihr widerfahren? Da schwieg die Böttner; sie zog ihre junge Herrin aus, brachte sie ins Bett. Es muß alles seine Zeit haben; und hat man sich erst recht ausgeweint, dann wird einem wieder leichter.

Als Gabriele im Bett lag, als sie sich ausgeschluchzt hatte, da dachte sie über die Worte der Böttner nach. Und sie nahm sich vor, wirklich am nächsten Morgen zur alten Dienerin zu gehen und von ihr zu lernen. Es war gewiß besser, als den ganzen Tag dem Unglück nachzudenken, das sie gehabt, mit all den Wenn und Aber, mit denen ein junger, haltloser Mensch alle Torheiten und allen Leichtsinne zu entschuldigen sucht.

Der nächste Tag begann wie jeder andere im Hause Detttenborn und verlief ebenso. Erst nach Geschäftschluß kam Johann dazu, Justine die gefaßten Pläne vorzulegen.

„Was meinst du dazu?“

„Daß dies ein sehr guter Gedanke ist. Es liegt ja nicht soviel an der Arbeit Gabis als an dem richtigen Einfluß; und den wird Martina haben.“

Und die Worte Justinens freuten Johann, er gab viel auf der Schwester Urteil.

Nach dem Abendbrot zog Johann Gabriele zu sich, als sie aus dem Zimmer wollte.

„Bleib ein bißchen bei uns, Kind! Wir wollen mit dir sprechen.“

Erschrocken sah Gabriele den Bruder an. Der strich über die ängstlichen Augen.

„Du mußt nicht so erschreckt schauen, wir meinen es doch nur gut mit dir!“ Erschlug ihr vor, bei Martina Radmann Maschinenschreiben und Stenographie zu lernen. Es würde ihr gewiß auch Freude machen, sich irgendwie zu betätigen in dieser Zeit, in der jeder arbeitete.

Gabriele sagte selbstverständlich ja. Was hätte sie anderes tun sollen?

„Böttner“, sagte sie am Abend, „nun soll ich zu Martina Radmann, Maschinenschreiben lernen und so.“

Die Böttner bürstete das lockige Haar Gabriels; es war gar so strohig und glanzlos geworden und ganz buntfarbig, denn von Nachfärben war nicht mehr die Rede. Und das erbarmte die alte Jungfer, und darum hatte sie die Haare gleich in ihre Pflege genommen, daß sie wieder so schön weich und aschblond würden wie ehedem.

„Ja, dann gehen Sie nur zu Fräulein Radmann! Der Herr Johann und Fräulein Justine wissen doch am besten, was für Sie das Rechte ist. Arbeit ist Arbeit! Im Grunde ist's ja ganz gleich, ob einer an der Schreibmaschine sitzt oder an der Nähmaschine; und hat einer erst gelernt, ein Tagewerk tun, ob's ihm Spaß macht oder nicht, ob er müde ist oder nicht — dann kann ihm nichts mehr passieren. Das glauben Sie mir nur, Fräulein Gabi!“

Am nächsten Morgen, als Gabriele, zum erstenmal, seit

sie zer schlagen und verzweifelt heimgekehrt, das Haus verließ, um zu Martina Radmann zu gehen, zögerte sie. Nach rechts ging's in das Villenviertel, in dem Radmanns wohnten, nach links in die Stadt und zum Atelierhaus. Noch einmal wuchsen Leidenschaft und Trotz in ihr auf. Wenn sie zu Frau Winter ging und sich ihr anvertraute, bei ihr hatte sie „ihn“ ja kennen gelernt, sie würde ihr gewiß helfen, zu ihm zu kommen. Ach,

und wenn er auch wirklich ein Unwürdiger war, wie Johann gesagt, wenn er auch gelogen und betrogen — hatte sie es nicht genau so gemacht in Pyrmont? Und wenn er auch gar kein italienischer Graf war, sondern ein früherer Kellner, sie hatte ihn doch geliebt, sie hatte ihm angehört, und er hatte ihr tausendmal seine Liebe geschworen. Schon wandte sie sich der Stadt zu, da dachte sie daran, wie gut und nachsichtig Justine und Johann gewesen, trotzdem ihr doch so etwas Schreckliches geschehen, und dann dachte sie daran, wie heute morgen Johann ihr so freundlich zugenickt am Frühstückstisch und ihr gesagt: „Nur Mut, kleine Gabi, das Arbeiten ist ja etwas sehr Schönes!“ Und dann stand plötzlich Justine vor ihren Augen, wie die nun seit Jahren im Kontor arbeitete und nach dem Tode des Vaters auch noch die Haushaltungs geschäfte in die



Herbst.

Holzschnitt von E. Semmler.

Hand genommen, denn Mutter — ach, warum auch Mutter solange wegblieb!... Was alles seitdem geschehen mit Alfred und mit ihr — mit ihr, das war doch das aller schlimmste!

Bedrückt wandte sie sich nach links. Sie hatte keinen Mut, noch einmal eigene Wege zu suchen. Und das Deckenbornblut meldete sich auch in ihr. Tapfer, ohne nach rechts oder links zu sehen, ging sie ihrer Arbeit nach und den übernommenen Pflichten. Zufällig erfuhr sie von Alfred, dem sie

einmal begegnete, daß Frau Winter die Stadt verlassen habe. Warum, wisse kein Mensch, und wohin sie sei, wisse auch keiner. Wahrscheinlich wäre sie wieder nach Italien.

„Und dich haben sie also glücklich auch klein bekommen? Armes Ding! Du schaust wie ein verirrtes Huhn aus.“

Da hatte sich Gabriele aufgereckt.

„Du irrst dich. Ich bin kein verirrtes Huhn, und zu Haus sind sie sehr gut zu mir, und jeder, der heute nicht arbeitet, müßte sich schämen. Und jetzt habe ich keine Zeit mehr zum Schwätzen.“

„Also Dualitätsware: Messing, Töpfereien, Holzschnitzereien für England —!“ Johann hatte Justine hereingerufen und hatte Lothars ersten ausführlichen Brief vorgelegt.

„Das würde eine ziemliche Umstellung unseres Geschäfts bedeuten. Dazu noch die Massenartikel nach Indien.“

„Sollte nicht Lassen gerade recht mit seinen Vorschlägen kommen, Johann?“

Feldner, der wie gewöhnlich stumm zugehört, wagte nun aber doch Bedenken zu äußern. Wer verstände gerade von den angeführten Gegenständen genug, um das Risiko zu übernehmen.

Johann lächelte, auch Justinens nachdenkliche Mienen glätteten sich. Feldner blieb doch immer der gleiche!

„Nun, lieber Feldner, das wagten Fräulein Justine und ich immerhin. Aber wo die nötigen Waren herbekommen in unserer unproduktiven Zeit?“

„Durch Lassen! Er schrieb doch von Hausgewerbe, von Heimarbeiten, wie sie früher geschaffen wurden.“

„Er hat sich für heute nachmittag angemeldet. Also vertragen wir die Angelegenheit bis nach Lassens Besuch!“

Es war wirklich der alte Schulkamerad Lassen, der vor Johann hintrat und ihm kräftig die Hand schüttelte. Aufrecht und kraftvoll von Gestalt, stand er vor ihm; die grauen, klaren Augen unter der kantigen Stirn sahen Johann zuversichtlich an.

„Ja, Johann Dettenborn, Ihnen wollte ich zuerst meine Pläne vorlegen. Schicken Sie mich fort, dann müßte ich an anderen Türen anknöpfen, allerdings zaghafter. Seitdem ich urteilen kann, steht das Haus Dettenborn vor mir wie ein stolzer Bau mit lichten, hellen Räumen. Ich habe mir nie träumen lassen, daß ich einmal über die Schwelle dieses Baus schreiten würde, um, was man so nennt, ein Geschäft zu versuchen.“

Johann saß, aufmerksam zuhörend, als Lassen seine Ideen, seine Absichten entwickelte. Kaufmann war er von Haus aus nicht. Sein Steckpferd hatte ihn aber gewissermaßen auf eine Straße geführt, die, ohne daß er je früher daran gedacht, nun zum Lebensweg geworden. Aus dem Theoretiker war ein Praktiker geworden. Und dann erzählte er von den schönen Töpfereien, die im Schwarzwald von alters her gemacht, er sprach von den Holzschnitzereien im bayrischen Gebirge, von den Epigenklöpplerinnen im Bayrischen Wald und im Vogtland, von den Weiderwandwebern im Holsteinischen, er sprach vom Hunger der Leute, und wie ihre Künste aussterben würden, und wie alles geschehen müsse, um alte deutsche Werte nicht verlorengehen zu lassen. Und darum müßte ein großzügiger Export versucht werden.

Als Johann ihn fragte, ob er auch Quellen für Metallarbeiten wüßte, bejahte Lassen freudig.

Und nun folgten Besprechungen auf Besprechungen. Feldner hatte sich selbst kopfschüttelnd ausgeschieden. In seinen Augen war dieser Lassen ein phantastischer Ideologe, nichts weniger als Kaufmann. Er hatte jedenfalls kein Zutrauen zu den Geschäften.

„Ein Kaufmann ist er nicht, will er auch nicht sein, hat er auch nicht nötig. Dafür ist das Haus Dettenborn da.“

Justine nahm lebhaft teil an den Verhandlungen. Lothar schickte genaue Forderungen, und so kam endlich das Geschäft zustande.

Mit dem Motto „Nur Dualitätsware“ wurde Lassen im Auftrag des Hauses Dettenborn an die Arbeitsstätten geschickt. Fast täglich kamen Proben, und unbeschwert durch Rücksichten oder Sentimentalitäten wurde Brauchbares bestellt, Unbrauchbares abgewiesen.

„Allen können Sie doch nicht helfen, lieber Freund, also klares Urteil! Nur mit Qualität können wir Geschäfte machen. Behalten Sie das im Auge!“

Johann lebte auf; nach all den unproduktiven Aufbauarbeiten der letzten Monate warf er sich mit aller Energie auf die neuen Geschäfte. Er ließ sich auch nicht niederstimmen durch die allgemeinen schwierigen wirtschaftlichen Verhältnisse. Ein neuer Anfang war gemacht, und es beschwerte ihn nicht, daß er von neuem den holländischen Kredit in Anspruch nehmen mußte. —

Endlich kam die Nachricht, daß Frau Anselma nach Hause wolle. Der stürmische Herbst mochte ihr den Landaufenthalt verleiden.

Justine seufzte auf, als sie die Nachricht las. Nach den letzten Wochen der ungestörten aufbauenden Arbeit, in denen sie sich ihr seelisches Gleichgewicht zurückgewonnen, drohten mit der Mutter neue Kämpfe, neue Unruhen in die so wohlthuende Ruhe des Hauses einzukehren.

Wie still es im Hause geworden, kam ihr so recht erst zum Bewußtsein, als diese Stille bedroht wurde. Gabi war dem eigenen Heim immer fremder geworden. Ihr zärtliches, liebebedürftiges Herz hatte sich bald rückhaltlos Martinas mütterlicher Fürsorge hingegeben. Arbeitete sie nicht im Büro Martinas, dann half sie Frau Radmann im Haus, und die alte Dame strich oft freundlich über das junge, weiche Gesicht, das mehr und mehr seine alte Frische und Schönheit zurückerhielt. Nur um den Mund blieb der feine Zug eines Wissens von Frauennot und Enttäuschung, und die Augen blickten bewußt in die Welt, deren Buntheit und deren Glanz sie scheuen gelernt.

Abends ging sie oft neben Johann nach Hause, der mehr und mehr Wärme und Ausruhen bei Martina suchte und fand. Justine aber ertrug noch nicht gut die Einsamkeit nach des Tages Arbeit. Da klopfte sie an die Tür von Felix' Laboratorium an.

Das Aufleuchten seiner Augen hielt sie fest. Von Tag zu Tag wuchs ihr Verständnis für seine Arbeit, wurde ihr immer klarer, welche Bedeutung seine Erfindung hatte.

„Felix, du darfst diese Erfindung nicht für dich behalten. Sie bedeutet doch für die Allgemeinheit Unberechenbares!“

Felix hatte ihr die ganze Auswirkung, die seine Erfindung haben konnte, auseinandergesetzt.

„Das weiß ich sehr gut — aber — wer soll, wer kann die Sache finanzieren?“

„Mein Gott, Felix, eine solche Frage!“

„Einmal hat ich Johann, bei mir hereinzusehen. Derlei liegt ihm aber viel zu fern!“

„Er ahnt doch nicht — gewiß hast du ihm das nicht klar gemacht!“

„Nein, er will gar nichts davon wissen, was ich hier treibe; gewiß hält er mich für einen unproduktiven Erfinder.“

Justine schüttelte den Kopf.

„Denk' das nicht! Allerdings liegt das abseits von seinem Arbeitsfeld. Weiß er erst, was du hier in der Stille geschaffen, dann wird er dir raten.“

„Gib dir keine Mühe, Justine!“

„Laß mich nur machen, er hört auf mich! Wir haben schon manches zusammen durchgesprochen.“

Felix sah Justine sinnend an, dann sagte er in seiner zögernden, überlegenden Art:

„Ich glaube wohl, daß er versteht, daß er weiß, was er an dir hat. Ich danke dir sehr, Justine, daß du zu mir gekommen. Es hat mir sehr wohl getan. Johann wollen wir aber nicht mit meinen Angelegenheiten kommen. Vielleicht — nein, gewiß, ich werde den rechten Weg finden. Du hast mich ordentlich aufgeweckt. Ich werde mich nicht wieder einspinnen. Ich verspreche dir, ich werde mich mit der einschlägigen Industrie in Verbindung setzen. Ich habe wohl schon öfter daran gedacht. Aber dann — ich scheute mich so vor allen geschäftlichen Verhandlungen. Ich war so froh, einmal nur meinen Arbeiten leben zu können.“ Er reckte sich ein wenig auf. „Aber du hast recht, es ist meine Pflicht. Wirklich, Justine, ich danke dir, du bist immer so klug, und dein Urteil ist unbestechlich.“

Es vergingen einige Tage. Justine war nicht mehr in das Laboratorium gegangen. Sie kannte den Bruder so gut, er mußte nun erst unbeeinflusst alles durchdenken. Sie fragte auch nicht, wohin er reiste, als er sich für ein paar Tage beurlaubte.

Während der Abwesenheit von Felix war Frau Anselma heimgekehrt. Alfred hatte sich zu den Geschwistern auf dem Bahnhof eingefunden zum Empfang. Justine hatte einen festlichen Abendbrottisch im neuen Speisezimmer decken lassen. Der Platz der Hausfrau blieb aber leer. Frau Anselma war durch die völlig unberührt gebliebenen Vorräume des Hauses in ihre Zimmer geeilt, die auch unberührt geblieben waren, und die zum Empfang der Herrin geschmückt waren, wie sie es immer gewohnt, mit herrlichen Blumen.

Den wartenden Kindern hatte sie durch die Böttner sagen lassen, daß sie, ermüdet von der Reise, sich gleich zurückgezogen habe und bäte, daß man sich nicht stören lasse, aber auch bäte, nicht mehr gestört zu werden.

Das war die Heimkehr von Frau Anselma in ihr Haus.

Justine hatte am Morgen der Böttner aufgetragen, sie sofort zu benachrichtigen, wenn ihre Mutter sie empfangen wolle.

Als die Böttner, wie früher üblich, das Frühstück Frau Anselma brachte, fragte diese nach Alfred. Die Böttner hielt sich nicht für berufen, über die Veränderungen in der Familie zu sprechen. So sagte sie nur, Herr Alfred sei im Atelier. „So früh? Dann kann Gabi kommen. Weiß Gott, Böttner, die beiden sind mein einziger Trost! Die anderen sind doch nur Geldverdienmaschinen.“

„Fräulein Gabi war gestern so traurig, daß sie nicht mehr zu Frau Geheimrat durfte.“

„Ach ja, Böttner. Aber ich möchte wirklich niemand mehr sehen. Also, sie soll nur jetzt kommen!“

Die Böttner strich sich befangen die Schürze glatt, sagte dann aber doch mutig: „Fräulein Gabi geht immer schon um acht Uhr in das Büro!“

Frau Anselma wandte sich heftig nach der Dienerin um, die sich mit den Blumen beschäftigte.

„Was reden Sie nur wieder für Unsinn, Böttner! Gabi — Büro?“

„Ach, Frau Geheimrat, heutzutage sucht sich eben jeder nützlich zu machen!“

„So!“ Frau Anselma schob die Tasse zurück, lehnte sich mit verschränkten Armen in ihren Stuhl. „So, also das arme Kind drücken sie auch schon herunter!“

„Wenn Frau Geheimrat verzeihen, es gefällt Fräulein Gabi recht gut.“

„Das glauben Sie ja selbst nicht! In welches Büro haben sie denn meinen Sonnenschein gesteckt?“

„Ach, mit dem Büro ist's wohl nicht so gefährlich. Sie lernte bei Fräulein Radmann Maschinenschreiben und Stenographie.“

„Auch das noch! Nun, das wird anders, so wahr ich die Mutter bin. So viel werden die anderen doch wohl noch verdienen können, daß das liebe Kind ihre Jugend ungestört genießen kann. — Also bei Martina Radmann! Wissen Sie noch, Böttner, wie mich Fräulein Martina das letztemal besuchte? In welchem Kostüm!“

Und nun verstummte Frau Anselma Dettkenborn. Der Name Radmann hatte zu viel in ihr aufgestört. Sie mußte daran denken, mit welchem Mitleid sie auf die ehemalige Freundin heruntergeblickt, die seit dem geschäftlichen Mißgeschick sich vor den alten Bekannten versteckt hatte. Es ging ein Frösteln durch Frau Anselmas Körper. Ging's ihr denn viel anders? Mußte sie sich nicht auch vor ihren alten Bekannten verstecken? Würde man sie nicht mit den gleichen mitleidigen Blicken anschauen, wenn sie ihren alten Platz in der Gesellschaft jetzt, nach dem Trauerjahr, wieder forderete? Wie konnte sie ihn sich wieder erobern, sie allein? Ja, wenn das alte Haus noch bestände, wenn sie noch ihre Gesellschaftsräume zur Verfügung hätte, ihren Diener, dann hätte sie sich auch als Witwe des Justus Dettkenborn behaupten können. Aber wer weiß, ob sie überhaupt noch in der Lage war, sich so zu kleiden, wie es der Stellung in der Welt entsprach, die sie gewohnt war einzunehmen? Es wollte sich eine schwere Last auf sie legen, die Angst drückte ihr förmlich die Kniele zu. Hilfsuchend sah sie sich nach der Böttner um, die eben die ausgepackte Wäsche in den großen Schrank einräumte.

Es wurde Frau Anselma wieder etwas leichter. Nun, Gott sei Dank, der Inhalt des Schrankes sah doch noch nicht nach Armut und Entbehrung aus. Bange machen gilt nicht! Sie würde sich schon ihr Recht schaffen, wenn Johann noch weiter sich in ihr privates Leben mischen sollte. Sie dachte nicht daran, sich noch weitere Einschränkungen gefallen zu lassen. Und nun wollte sie einmal sehen, was während ihrer Abwesenheit geschehen.

„Also sehen wir uns einmal an, was sie aus unserem Haus gemacht haben!“

„Fräulein Justine beauftragte mich, ihr mitzuteilen, wenn gnädige Frau . . .“

„Fräulein Justine benötige ich nicht. Ich kann recht gut allein gehen.“

Frau Anselma ging durch die neugestaltete Wohnung ohne den geringsten guten Willen, irgend etwas anzuerkennen. Nein, in diesen Räumen würde sie nie heimisch werden. Wozu auch? Man war doch, wie es schien, recht gut ohne sie ausgekommen. Möchte es so bleiben! Sie würde sich auf ihre Zimmer beschränken; den kleinen Salon, der neben ihrem Toilettenzimmer eingerichtet worden, ließ sie gelten.

Auch beim Mittagstisch blieb ihr Platz leer. Sie ließ mitteilen, sie würde die Mahlzeiten auf ihrem Zimmer einnehmen, wünschte aber die Geschwister halb fünf Uhr bei sich zu sehen. —

Mittags saß sie nicht allein an ihrem kleinen runden Tisch. Alfred war erschienen, und nachdem die Mutter ihr Herz ausgeschüttet, war es denn an Alfred, zu berichten, daß er sich gezwungen gesehen, das elterliche Haus zu verlassen, sich auf eigene Füße zu stellen. Er merkte nicht, daß er Frau Anselma den Appetit gründlich verdarb. Er selbst aß mit Genuß wieder einmal am heimischen Tisch.

(Schluß folgt.)

# Moderne Porträtfotographie.

Von R. van Rieffschoten.

Der erste Bildkünstler, der die photographische bildmäßige Darstellung des Menschen aufnahm, dürfte der Engländer David Octavius Hill sein, dessen Aufnahmen aus den Jahren 1843 bis 1845 heute noch auf dem Gebiete der individuellen Porträtkunst vorbildlich sind. Hill als Porträtmaler wurde durch Zufall mit der jungen Photographie bekannt und verband als erster Maler sein künstlerisches Sehen und Empfinden mit der photographischen Technik.

Heute hebt wieder ein Aufwärtsdrängen an; die moderne Porträtfotographie bringt wieder ihre Menschen wie zu Hills Zeiten, so wie sie in ihrem Wesen und ihrer Art mit ihren kleinen und großen Charaktermerkmalen sich geben, ohne gewichtige erkünstelte Mienen, aber auch ohne die üblichen Verschönerungen und Unwahrheiten. Als einer der hervorragendsten Vertreter wirklicher Porträtkunst in dem soeben geschilderten Sinne begegnet uns auch heute wieder ein



Aus dem „Catrap“

Lichtbild Binder, Berlin.

Der Erfinder.

In der weiteren Entwicklung der Porträtfotographie machte sich diese zwar die technischen Neuerungen zunutze, wurde aber immer mehr zur mechanischen Schablonenarbeit. Als nun auch noch die Retusche aufkam, sah man sich erst recht dazu verleitet, den Unzulänglichkeiten der Natur durch Nachbehandlung der photographischen Platte beizukommen. Aus der Kunst wurde Geschäft, Hauptsache war, die Kundschaft zufriedenzustellen. Die in retuschierten wolkenartigen Gebilden thronenden „Brustbilder“ waren an der Tagesordnung. Durch Glättung der Haut und der Gesichtszüge wurde Verjüngung versucht, die der Wirklichkeit Hohn zu sprechen schien. Dieses Süßliche und Abgeschmackte, nur rein auf äußerliche Effekte ohne festen inneren Kern Eingestellte mußte sich bis vor wenigen Jahrzehnten zu behaupten, dann aber setzte die Reinigung ein.

Maler, und zwar der Wiener Meister Hermann Schiebert, der noch im vergangenen Jahre auf der internationalen photographischen Ausstellung in London als der bedeutendste Photograph der Welt gefeiert wurde.

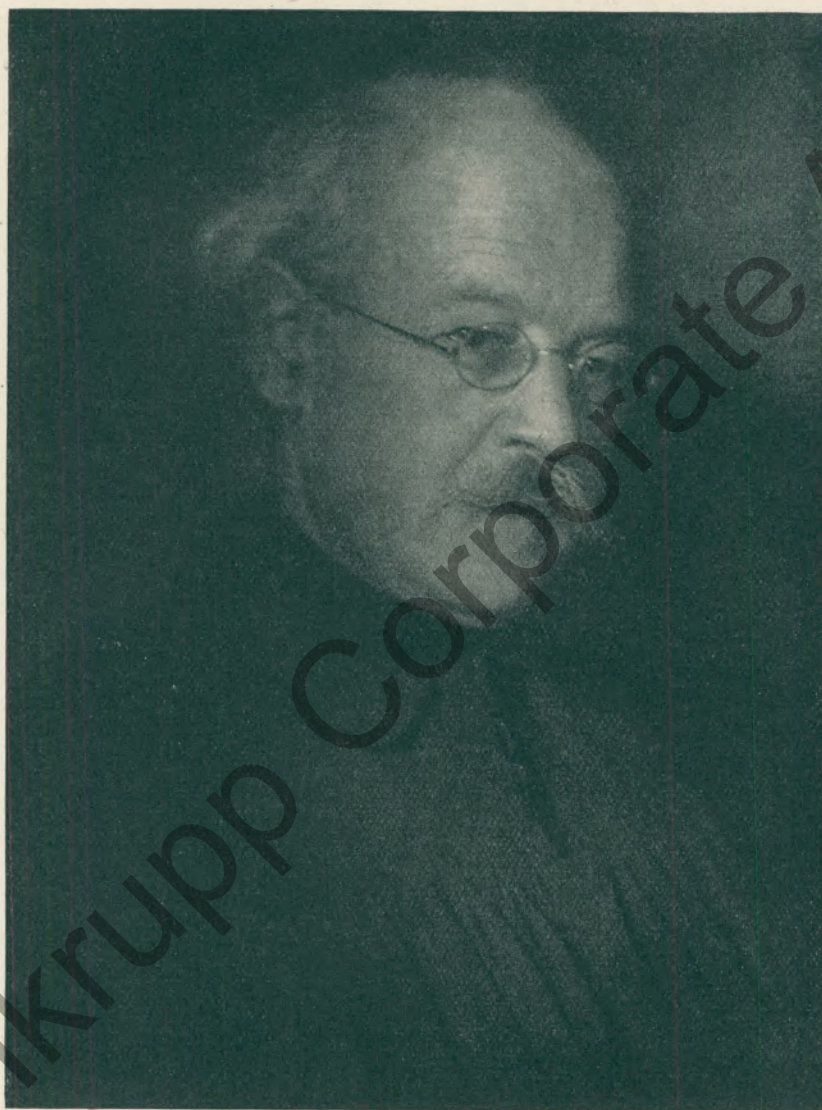
Die Porträtkunst stellt als eine der Hauptforderungen: bildmäßige Erfassung der Persönlichkeit des Menschen. Diese Grundvoraussetzung ausdrucksvoller Porträtkunst finden wir in den heute zum Abdruck gebrachten Bildern. Überall dringt die Persönlichkeit als das allein Ausschlaggebende durch. Nirgendwo entdeckt man schematische Behandlung des gestellten Themas. In sprechender Ähnlichkeit, scheinbar unbeobachtet, zeigen sich uns diese Menschen.

Versuchen wir den künstlerischen Wert eines Bildes nach dem Grade der von ihm ausgehenden Wirkung auf den Betrachter festzulegen, so wird sich allgemein festlegen lassen,

daß das als Leitmotiv im Bilde erscheinende besondere Merkmal der Persönlichkeit mit so viel Kraft und Lebendigkeit gestaltet sein muß, daß hier der Blick des Beschauers von Anfang an gefesselt wird.

Bedingung hierfür sind zunächst geschmackvolle Einfügung der Figur in den Bildraum und gute Abwägung des Lichteindrucks wie der Hintergrundfläche, die in ihrer Klarheit, Ruhe und Vereinfachung alle störenden Nebendinge unterdrücken. Die Dargestellten müssen in solcher Klarheit und Frische hervortreten, daß sie lebenswahr wirken.

freundlich“ zur Aufnahme zu bringen, schaffte Resultate, die als Scheinprodukte den künstlerisch empfindenden Menschen heute in keiner Weise mehr befriedigen. Dem Menschen wurde im Gefühl des Zwanges eine Haltung aufgezwungen, die seinem sonstigen Wesen entgegengestellt und gänzlich fremd war. Der Lichtbildner als Psychologe hat sich von dieser Methode abgewandt und versucht, durch Beobachtung während einer zwanglosen Unterhaltung das Ausdrucksleben seines Modells zu studieren. So ist die Möglichkeit gegeben, charakteristische, nur diesem einen Menschen eigene Stim-



Aus dem „Satrap“.

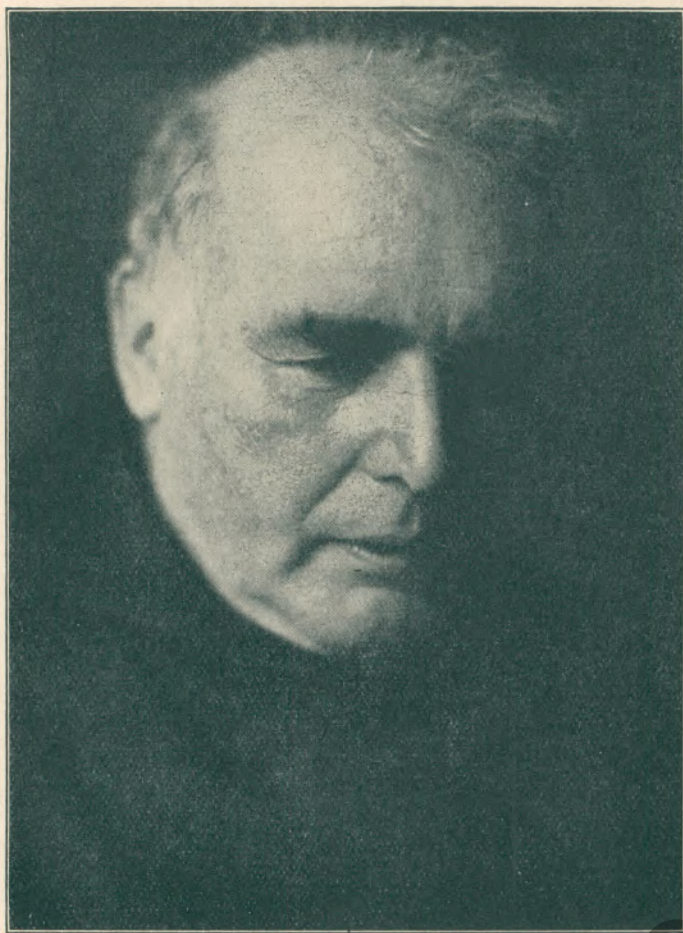
Veritas, Wartburgstadt.

### Der Gelehrte.

Wesentlich ist ferner, das Sichgeben des Menschen in Haltung und Bewegung so darzustellen, daß selbst fernstehende typische Merkmale sofort erkennen. Bei Lösung dieser sehr wichtigen Fragen findet sich der Porträtphotograph vor weit größere Schwierigkeiten gestellt als etwa der Porträtmaler. Der freischaffende Künstler kann sein Modell in mehreren Sitzungen studieren und während des Voranschreitens seiner Arbeit immer neu beobachtete Züge hineinbringen, während vom Photographen verlangt wird, die Summe dieser Eindrücke in einem einzigen Moment festzuhalten. Die Theorie am Ende des vorigen Jahrhunderts, die Modelle in erzwungener Ruhe mit einem „Bitte recht

mungen oder Gefühlsausdrücke in Haltung, Bewegung und Miene für die später zu erfolgende Aufnahme dienstbar zu machen. Diesen Vorbedingungen angepaßt, gibt der moderne Lichtbildner seinem Atelierraum mehr den Charakter eines heimelnden Wohnzimmers. Zweifellos wird der zu Porträtierende sich in einen solchen Raum viel schneller einfühlen, als dies in den nüchternen Atelierräumen alten Stils der Fall sein konnte.

Es liegt in der Natur der Sache, daß der Bildnisphotograph die Hauptsteigerung des Bildes durch lebenswahre und feine Modellierung in die Kopf- und Gesichtspartien verlegt. Die Ungleichheit der beiden Gesichtspartien, eine



Lichtbild H. Schiebert, Wien.

Der Seelenarzt.



Lichtbild H. Schiebert, Wien.

Der Diplomat.

fürs erste rein äußerliche Erscheinung, bietet eine wertvolle Brücke, die inneren und geistigen Eigenschaften herauszufinden. Fast gleiche Gesichtshälften finden sich merkwürdigerweise durchweg nur bei temperamentslosen Menschen, deren Kopfbewegung immer mit dem ganzen Körper vor sich geht. Günstige Lichtführung und die hieraus sich ergebende effektvolle Haltung von Hell und Dunkel, namentlich in Nähe von Augen und Mund, sollen das Gesicht frisch und lebendig als Kern des Ganzen erscheinen lassen.

Die Behandlung der Hände ist wohl als eines der schwierigsten Kapitel in der Schaffung von Personenbildnissen anzusprechen und stellt oft größere Anforderungen als das Studium der Wesenheit des Gesichtsausdrucks. Ähnlich wie bei den Großen der Porträtmalerei sehen wir dieser Aufgabe auch seitens der modernen Bildnisphotographen eine große Bedeutung beigelegt. Hören wir hierüber Hermann Schiebert: „Ich studiere überdies auch die Hand, Hände zeigen viel Charaktermerkmale. Wenn Sie die Hand einer Frau betrachten, wie sie dieselbe hält, und welches Gepräge ihr anhaftet, so können Sie daraus ihren wirklichen Charakter erkennen. Deshalb veranlasse ich meine Kunden, die Hände auf ganz natürliche Weise zu halten, so daß sich in denselben die Persönlichkeit ausprägt.“ In diesen wenigen Worten liegt unverkennbar die Bedeutung der Hand, die ebenso eine eigene Physiognomie besitzt wie das Haupt. Wenn wir daraufhin die den Ausführungen beigegebenen Aufnahmen betrachten, so sehen wir hier die

Hände nahezu als letzte Erfassungsmöglichkeit des seelischen Gehaltes der dargestellten Persönlichkeit bzw. wertvolle Beigabe zur Steigerung des Charakteristischen. Man beachte nur die ruhigen, streng geformten Hände der Männer und die leichtgeschwungenen linienschönen Hände in dem Frauenbildnis.

Nicht nebensächlich ist ferner die Behandlung der stofflichen Qualitäten. Auch die Art der Kleidung offenbart ein Stück Wesenheit des Menschen. Zwar zeigt sich in Frauen- und Männerbildnissen darin ein Unterschied, daß die Frauenkleidung in ihrem lebensvolleren Zusammenklang von Harmonie der Farben und Ebenmaß der Formen für künstlerische Bildbehandlung günstiger geschaffen ist als der in betonter Einfachheit gehaltene heutige Herrenanzug. Dieses Plus an künstlerischer Ausgestaltungsmöglichkeit ist wohl einer der Gründe, auf die man das Überwiegen der Frauenbildnisse in der Photographie zurückführen kann. Verschieden ist auch die Art der Würdigung und des Verstehens eines Bildes seitens des Porträtierten. Die Frauen sind zumeist kritischer und stellen weit höhere Anforderungen als der Mann. Wie sagt doch hierüber schon Fritz Reuter, der zwar nicht photographierte, aber leidlich malte, in seiner Lebensbeschreibung: „Hei malte nah un nah de ganze Gomili, un de oll Herr was ganz glücklich aewer de schönen Biller. De Döchder tworft gefallen sich nich so gaud, dat will aewerst nich vel seggen, denn nieks is bekannlicherwis sworer, as en Frugensminsch so aftaumalen, dat't sich schön naug vörkümmt.“





Lichtbild H. Schieberl, Wien.

Das junge Mädchen.



# Hamborn, die Thyssen-Stadt.

Von Arthur Rundt, Wien.

Hamborn hat 140000 Einwohner. Aber der Bahnhof Hamborn liegt mitten im freien Felde.

Die Trambahn biegt in die Stadt, der Fremde will nicht glauben, daß das wirklich eine Großstadt ist, so schmucklos ist das Straßenbild. Dann heißt eine Haltestelle „Pforte I“, sie liegt am Haupteingang zur August-Thyssen-Hütte. Jetzt erst beginnt's

einzuweichen: Dieses Riesenwerk, diese Hütte ist die Stadt, macht sie zur Großstadt. Hamborn ist Thyssen.

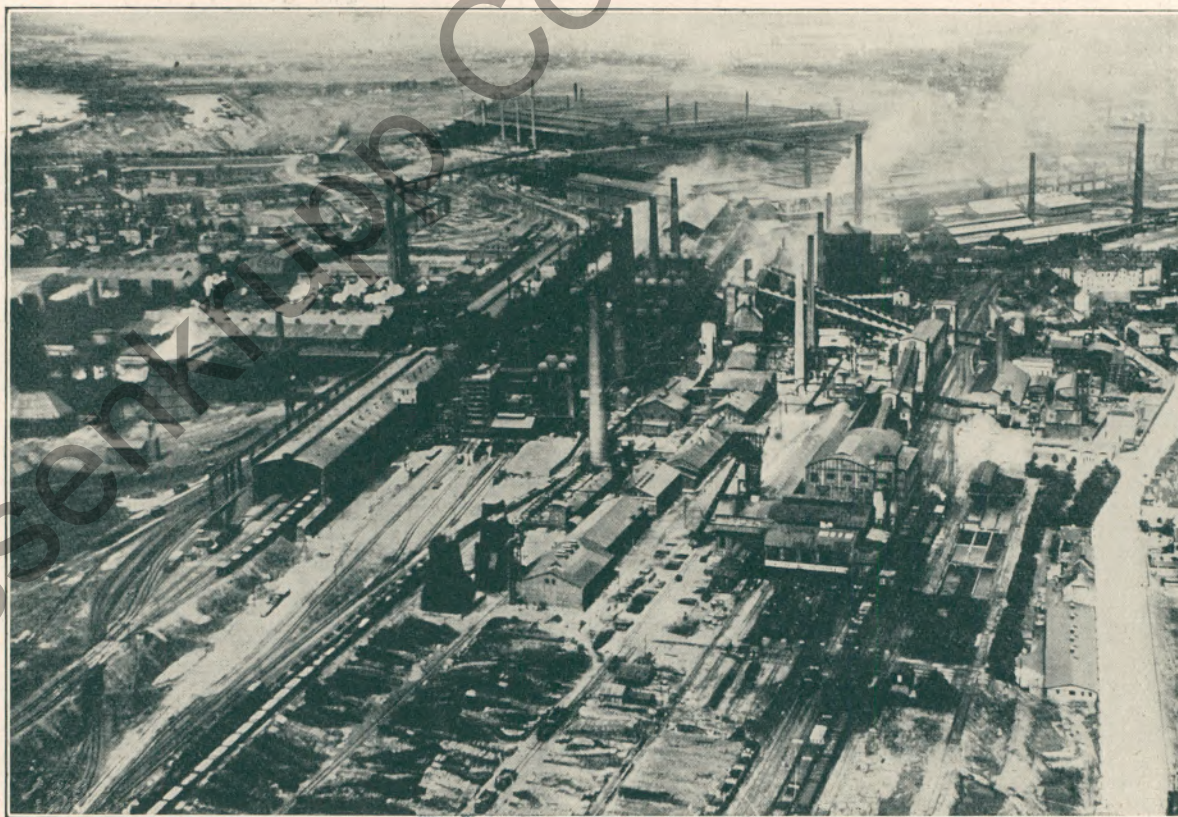
Anfang der neunziger Jahre schlug August Thyssen sich im Rhein-Ruhr-Winkel mit den Teufeln herum, die seinem zähen Willen den Weg zu den Fettkohlenlagern der Gewerkschaft „Deutscher Kaiser“ versperrten. Die Teufel hießen Sand, Kreide, Ton und Wasser; die Gegenteufel, die Thyssen mobilisierte, waren neuartige Bagger und Pumpen, durch Zementböden und -wände geschützt. Die Gemeinde Hamborn, auf deren Gelände die Felder des „Deutschen Kaisers“ lagen, hatte damals kaum 15 000 Einwohner; August Thyssen war ein Fünziger. Als er, mehr als achtzig Jahre alt, starb, war die Stadt Hamborn bei den Hundertvierzigtausend angelangt. Hamborn ist Thyssen.

Nach dem Weltkrieg hat das Hamborner Werk noch einmal durch einen einzigen Willensakt des alten Herrn, durch einen einzigen Entschluß neue, gewaltig vergrößerte Form erhalten. Lothringen ging durch den Frieden von Versailles an Frankreich, mit Lothringen wurde das Thyssen-Werk Hagendingen bei Metz verloren. Thyssen glückte den Verlust aus: durch fast ruckweise Erweiterung des Hamborner Werkes. Eine Produktion von 600000 Tonnen war durch den Frieden ausgefallen. Thyssen ließ Hamborns Produktion von 900000 Tonnen auf reichlich das Doppelte steigen!

Hamborn „sitzt auf der Kohle“. (Hagendingen „saß auf dem Erz“.) Hamborn liegt außerdem unweit vom Rhein, auf dem die Erze mit billiger Fracht heranzuschaffen sind. Das ließ in August Thyssen frühzeitig den Gedanken entstehen, hier im Rhein-Ruhr-Winkel einen besonders zusammenfassenden Wirtschaftsaufbau zu errichten.

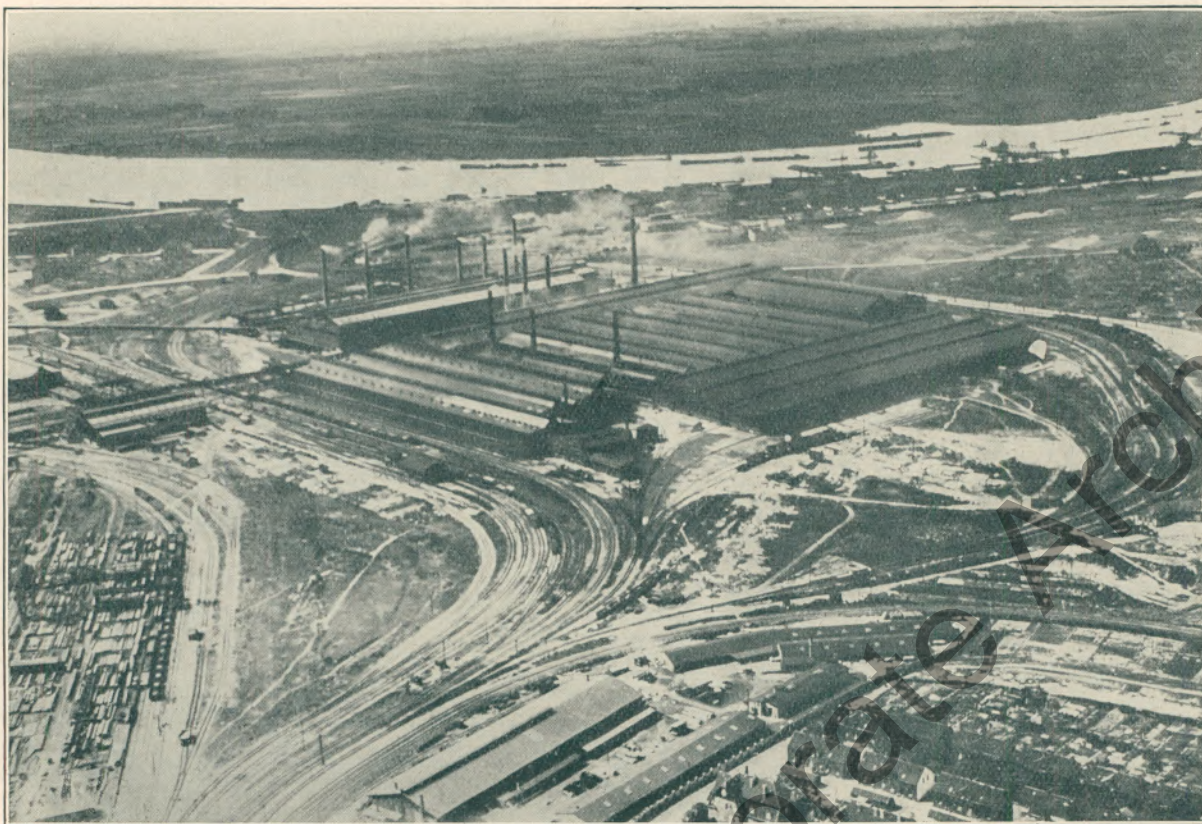
Hamborn riecht wie Pittsburg. August Thyssen hatte frühzeitig Amerikas vertikale Industriebildungen scharf beobachtet, schon zur Zeit, als drüben in den siebziger Jahren die ersten Holding-Companies entstanden. Und er hat nicht, wie andere deutsche Pioniere seiner Generation, Kohle und Eisen nur gelegentlich und in einzelnen Sonderfällen zusammengefaßt, sondern bewußt aus dem amerikanischen Vorbild das Prinzip abgelesen.

Hamborn ist ja nur ein Kapitel aus Thyssens Riesenarbeitsprogramm, das sechs Jahrzehnte umfaßt. Aber es ist in der Klarheit seiner Gliederung ein Kapitel von besonderer — das Wort wird ohne Zögern hingesezt — von besonderer Schönheit.



Die August-Thyssen-Hütte (Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft).

Im Vordergrund halbrechts die Zeche, dahinter die Kokerei, links daneben die Hochöfen, da anschließend das Thomaswerk, ganz im Hintergrunde das Stahl- und Walzwerk.



Das Stahl- und Walzwerk Thyssen.

Es gibt Photoaufnahmen des Hamborner Werkes aus der Perspektive eines Flugzeuges in mäßiger Höhe. Diese Aufnahmen zeigen am Bilde einer rauchenden, tönenden Wirklichkeit haarscharf die Linie Thyssenschen Denkens: die Fahrt der Kohle vom Förderort zur Kokerei, den Weg des Koks zum Hochofen, von hier die Beförderung der Ziegel mit der rotflüssigen Masse zum Thomaswerk und schließlich die Reise des glühenden Blocks hinüber ins Walzwerk, an dessen Eintritt er in einem ausgleichenden Warteraum noch eine Weile haltmacht, bevor er über die Blockstrecke zu laufen beginnt und dann, immer länger und länger werdend, über die Fertigstrecke.

Das Bild aus der Flugzeugperspektive zeigt in besonderer Klarheit das Bündel der Geleise, das zum Hafen hinüberläuft, den starken Arm des Werkes, der das Erz vom Rheinstrom zur Kohlenbasis heranholt und das Produkt (oder doch einen beträchtlichen Teil des Produktes) wieder zum Strom hinabreicht.

Das Werk hat natürlich seinen eigenen Hafen, den Thyssen-Hafen. Der Beamte nennt, um ein Bild der Bewegung zu geben, eine vielstellige Sonnenzahl. Aber diese Riesenzahl sagt dem Laien nicht viel, deshalb rechnen wir es um und gelangen zum plastischen Resultat: der monatliche Umschlag des Hamborner Hafens ergäbe, in Eisenbahnwaggons verladen, einen Zug von 300 Kilometer Länge.

Im Hamborner Werk floß zwischen Förderturm und Stromufer eine Arbeitsform in die andere, lange bevor das Wort vom „laufenden Band“ Schlagwort war. Hier wirkte sparsame Ratio, lange bevor „Rationalisierung“ zur Wirtschaftssparole wurde.

Hier entströmt dem Hochofen nicht mehr in weithin sichtbarer Flamme das freiverdende Gichtgas. Seine Werte werden zerlegt und genutzt: sein Druck als Gebläseantrieb, seine Hitze zur Fernheizung, seine chemische Qualität zum Antrieb gewaltiger Motoren. Der führende Ingenieur gibt

genaueste Auskunft, wie diese drei Werte des früher frei ausströmenden Gases sich prozentual zueinander verhalten, nur ein Minimum gelte als verloren. Die Rußbarmachung der Hochofengase wird nun längst anderwärts ähnlich verwirklicht, aber Hamborn und sein Schöpfer eilten auch hierin voraus, waren wegweisend.

Das Hamborner Werk beschäftigt zehntausend Mann. Aber die Arbeitsstätten wirken menschenleer. Die Erinnerung an die figurale Bewegtheit Menzelscher Hüttenbilder mit den lichtüberfluteten Gesichtern zeigt den Kontrast des vergangenen Produktionsstils gegen den neuen.

Die Stadt liegt vielgliedrig, unzentriert rings um das Werk. Ratio und Nüchternheit scheinen über die Grenzmauer auch ins Privatleben der Siedlung zu quellen. Die harte Sachlichkeit dessen, der diese Stadt schuf, scheint in ihren Bewohnern fortzuleben.

Hamborn ist nicht nur die am schnellsten aus dörflicher Existenz emporgeschossene Großstadt des Reiches, sondern wohl auch die schmuckloseste. Das Theater muß in so auffälliger Form seine Kunst und seine Künstler anpreisen, denn Hamborn hat fürs spielerische Abbild des Lebens — so sieht es aus — nicht viel übrig; andere Städte von gleicher Einwohnerzahl geben dem Theater mehr, verlangen auch mehr von ihm.

Hamborn ist abgekapseltes Zentrum der Arbeit. Die Hamborner sind weit davon entfernt, zu klagen; im Gegenteil: sie rühmen ihre Feste, die Geselligkeit ihres Kasinos. Aber der Fremde, der für einen Tag zu ihnen kommt, hört dieses Lob der Gemütlichkeit wie das selbstzufriedene Reden in einer Kolonie.

Freilich liegt diese Kolonie nicht weit vom Mutterlande; nicht mehr als eine Bahnstrecke trennt sie von einer der heitersten und der vergnügtesten Städte des Rheins, von Düsseldorf.

Nur haben die Hamborner, wenn sie verreisen wollen, diesen merkwürdigen Weg zur Bahn: denn ihr Bahnhof liegt ja draußen vor der Stadt, mitten im freien Feld.

# Astronomisches vom November 1927.

Von Professor E. Hülshöffer.

Charakteristisch für den Sternhimmel dieses Herbstmonates mit der Nummer 9 — lateinisch = novem — des alten Kalenders ist das Hinabsinken der Sommersternbilder: Bootes, Krone und Herkules sowie Schwan, Leier und Adler am westlichen Himmel. Von diesen ist die erste Hälfte um die frühen Abendstunden schon gänzlich verschwunden, die andere bereits im Untergang. Am Osthorizont erscheinen aber dafür die ersten Winterbilder: Stier, Fuhrmann und Zwillinge schon zeitig gegen 20 ½ Uhr.

Die Milchstraße zieht um diese Zeit ziemlich genau von Ost nach West durch unser Zenit. Es läßt sich daher auch jetzt bei aufmerksamer Beobachtung am besten die Tatsache feststellen, daß sowohl vom Nordpunkt als auch vom Südpunkt des Horizontes hinauf zur Milchstraße der Sternreichtum auffallend zunimmt. Es ist das einer der Gründe für die Auffassung, daß wir uns inmitten eines linsenförmigen ausgedehnten Spiralnebels befinden, dessen Rand die Milchstraße bildet.

Die Sonne tritt ins Sternbild der Waage, geht anfangs des Monats um 7,24 Uhr auf und 17,06 Uhr unter, verändert diese Zeiten bis zum 30. November auf 8,15 Uhr bzw. 16,27 Uhr und sinkt schon recht tief unter den Aquator und zu unserem Horizont.

Im Gegensatz zu ihr schiebt sich der Mond immer höher über unseren Gesichtskreis. Er tritt mit dem „ersten Viertel“ am 2. November um 4,03 Uhr in den Monat ein, erreicht „Vollmond“ am 9. November um 6 Uhr, zeigt „letztes Viertel“ am 16. November um 5,05 Uhr und „Neumond“ am 24. November um 10 Uhr.

Die Sichtbarkeitsverhältnisse der Planeten bleiben im allgemeinen schlecht; nur Jupiter strahlt auffällig hell noch am Abendhimmel bis weit nach Mitternacht. Uranus steht wenige Grad östlich von ihm, ist aber ausschließlich mit Instrument sichtbar. Venus ist allmählich sehr früher Morgenstern geworden, der letzten Endes gegen 3 Uhr bereits Aufgang hat. Mars und Saturn gehen mit der Sonne auf und unter, sind also unsichtbar. Der kleinste unter den ungleichen Planetenbrüdern, Merkur, will in diesem Monat den Erdenkindern etwas Besonderes bieten. Anfangs Novem-

ber kommt er in solche Position, daß er von der östlichen Seite der Sonne auf ihre westliche übergehen muß, er wandert zwischen ihr und der Erde durch, müßte mithin für uns in den Sonnenstrahlen verschwinden. Aber seine Bahn hat am 10. November ausnahmsweise, ähnlich wie auch im Jahre 1914 am 7. November, solche Lage, daß der Planet für den Anblick von der Erde aus über die Sonnenscheibe sich zu bewegen scheint, und zwar als dunkler Punkt, denn er wendet uns dann die unbeleuchtete Seite zu. Mit

freiem Auge ist das nicht erkennbar, zumal neben der Kleinheit des wandernden Körpers noch, wie bei jeder Sonnenbeobachtung, ein dunkles oder berußtes Glas benutzt werden muß. Ein gutes Opernglas dürfte zur Auffindung schon genügen, aber — Schutzblende nicht vergessen! Wenn am 10. November morgens gegen 20 Minuten vor 8 Uhr die Lichtspenderin in unserem Bezirk aufgeht, hat Merkur schon fast sieben Zehntel seines Weges auf der Sonnenscheibe zurückgelegt. Denkt man sich diese als Uhrzifferblatt mit der Zwölf am obersten Randpunkt und dementsprechend die anderen Stundenzahlen verteilt, so wird die erste Berührung des Planeten mit der Scheibe etwas unter der Acht erfolgen, der Austritt aus derselben aber fast in der Mitte zwischen Zwei und Drei. Der Eintritt ist für uns unsichtbar, weil er um 4 Uhr 2 Minuten erfolgt; d. h. vor Sonnenaufgang. Beim Austritt wird der bewegte Punkt

den inneren Rand der Sonne 9 Uhr 28 Minuten erreichen und 2 Minuten später am äußeren Rande verschwinden. Die ganze Bahn bildet eine gerade Linie von links unten nach rechts oben über die Sonnenscheibe.

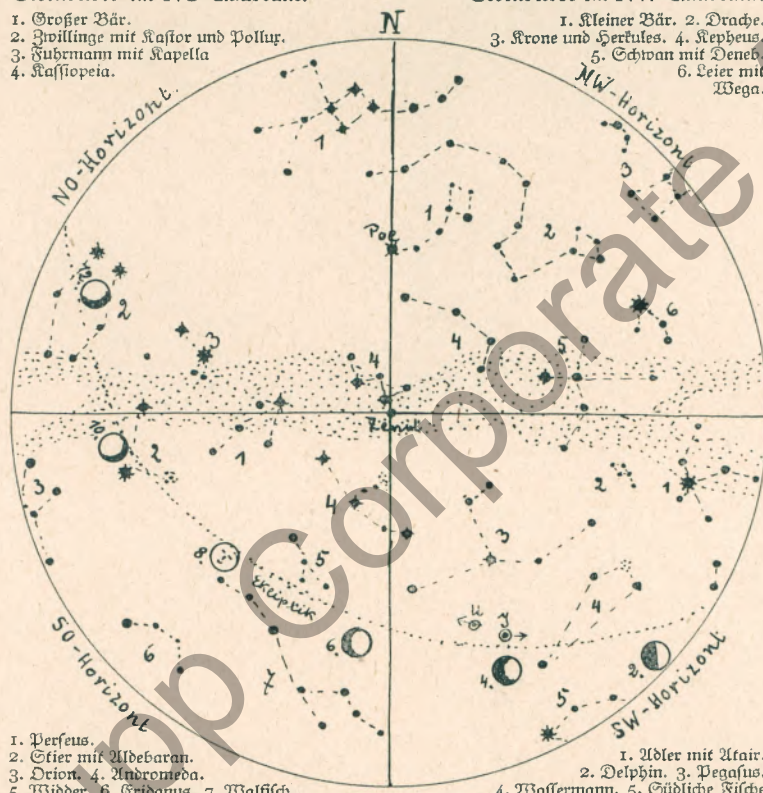
An Sternschnuppen haben wir zwischen dem 13. und 16. November die „Leoniden“ aus dem Sternbild des Löwen zu erwarten, das erst kurz vor Mitternacht aufgeht. Da der Mond im letzten Viertel in der Nähe steht, wird eine glänzende Entfaltung vielleicht durch ihn beeinträchtigt. Auch die „Bieliden“ als Überreste des Bielaschen Kometen sind um den 27. November herum fällig. Ihr Radiationspunkt liegt um das Sternbild der Andromeda herum; sie haben im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts mehrmals herrliche Überraschungen geboten.

Sternbilder im NO-Quadrant.

1. Großer Bär.
2. Zwillinge mit Kastor und Pollux.
3. Fuhrmann mit Kapella
4. Kassiopeia.

Sternbilder im NW-Quadrant.

1. Kleiner Bär.
2. Drache.
3. Krone und Herkules.
4. Kepheus.
5. Schwan mit Deneb.
6. Leier mit Wega.



Sternbilder im SO-Quadrant.

1. Perseus.
2. Stier mit Aldebaran.
3. Orion.
4. Andromeda.
5. Widder.
6. Eridanus.
7. Walfisch.

Sternbilder im SW-Quadrant.

1. Adler mit Altair.
2. Delfin.
3. Pegasus.
4. Wassermann.
5. Südliche Fische mit Fomalhaut.

Novemberbild des Sternhimmels  
zu Monatsanfang gegen 22 Uhr, -mitte 21 Uhr, -ende 20 Uhr.

## Zeichenerklärung.

Sterne: \* 1. Größe; \* 2. Größe; • 3. Größe; • 4. Größe; ● Mond; ○ Planeten; ☼ Nebel und Sternhaufen.

Die Sterne 1. Größe in den Sternbildern haben besondere Namen, die angegeben sind.

# Der Wiederaufbau der deutschen Polarforschung.

Von Dr. Oskar Liskowetz.

Nach dem Kriege wurde von den meisten polarforschenden Nationen die jahrelang zum Stillstand gekommene Forschungsarbeit in den Gebieten des ewigen Eises in Nord und Süd wiederaufgenommen. Amerikanische, russische, norwegische und italienische Expeditionen lenkten durch ihre zum Teil hervorragenden Erfolge die Aufmerksamkeit der Welt auf sich.

Was man aber bis jetzt vielfach übersehen hat, ist, daß auch die deutsche Wissenschaft inzwischen in aller Stille ihre Tätigkeit im Nordpolgebiet wieder aufgenommen hat. Diese Unbemerkttheit insbesondere seitens der deutschen Öffentlichkeit ist um so bedauerlicher, als alle Welt wie hypnotisiert auf die gleichzeitig stattfindenden ausländischen Unternehmungen starrte, die einen Ansturm auf den Pol selbst unternahmen, und welche im Kern doch vielfach mehr sportlichen als wissenschaftlichen Charakter hatten. Nur so ist es zu begreifen, daß die deutsche Spitzbergen-Expedition von 1925, die erste größere rein wissenschaftlich orientierte deutsche Polarunternehmung nach dem Kriege, fast ohne jede Anteilnahme der deutschen Öffentlichkeit vor sich gegangen ist. Trotzdem diese Expedition der Welt bewies, daß eine jüngere Generation deutscher Wissenschaft trotz aller Not der Zeit gewillt war, opferwillig und mit ungebrochener Tatkraft den Wettbewerb um die restlose Erforschung des Erdballs mit den reicheren Nationen aufzunehmen, die nach dem Kriege dieses Forschungsgebiet fast ganz für sich allein in Anspruch genommen zu haben schienen.

Die deutsche Spitzbergen-Expedition von 1925 war sozusagen eine Schulungs- und Versuchsexpedition. Sie hatte u. a. die Aufgabe, ihre drei jungen Teilnehmer, die zum ersten Male in die Eisregionen des Nordens zogen, „polarfest“ zu machen.

Leiter der Expedition war Dr. Grotewahl, Kiel. Ein Filmopérateur hat aus der Arbeit, den unendlichen Strapazen der Inlandsdurchquerung und den fargen Freuden der Expedition einen Film zusammengeknüpelt, der als bis jetzt einziger und erster Polarfilm einer deutschen Expedition sich den ausländischen Großfilmen arktischer Expeditionen ruhmvoll zur Seite stellen kann.

Die Inlandsdurchquerung wurde in hochalpiner Ausrüstung, mit Schlitten und Schneeschuh, ausgeführt. Eisstarrende Gebirge und Riesengletscher, die noch keines

Menschen Fuß je betreten haben dürfte, mußten bezwungen werden. In Nebel und Schneesturm bahnten sich die Forscher einen Weg durch gewaltige und wild zerrissene Labyrinth von Gletscherspalten, die sie auch bald zwangen, den Schlitten zurückzulassen und nur mit Schneeschuhen und Gletscherseil weiterzumarschieren. Ein 55tündiger Schneesturm zwang sie, im Zelt auszuharren und die Feuerkappe ihres neuartigen Polarzeltes, einer deutschen Neukonstruktion aus einem einzigen Stück mit fest eingenähtem Boden, hangend mitzuerleben.

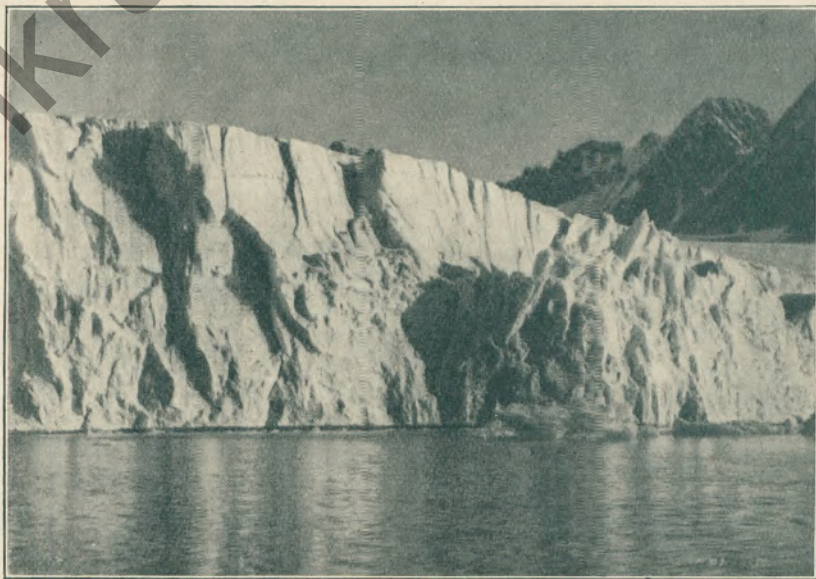
Es steht zu erwarten, daß diesem ersten erfolgreichen Unternehmen, neben oder im Zusammenhang mit der geplanten internationalen Luftschifferexpedition, weitere deutsche Expeditionen größeren Stils im Nord- bzw. Südpolargebiet folgen werden. Es fehlt nicht an interessanten Plänen und verlockenden und bedeutenden Aufgaben. Wie aber soll das verarmte Deutschland die notwendigen Mittel hierfür aufbringen? Die Notlage der deutschen Forschung auf allen Gebieten ist erst kürzlich auf der Tagung der Notgemeinschaft deutscher Wissenschaft erschütternd zum Ausdruck gekommen. Noch ist der deutsche Carnegie oder Rockefeller nicht erstanden,

der in großzügiger Weise solche Polarunternehmungen durch ein von ihm geschaffenes „Deutsches Institut für Polarforschung“ ausrüsten ließe. Rußland gibt staatliche Mittel für sein „Inst. zur Erforschung des Nordens“ in Leningrad

und die von dort entsandten, zum Teil großartigen Expeditionen. Nur durch straffste Zusammenfassung aller Kräfte können wir für die deutsche Polarforschung das gleiche erreichen, was in Rußland der Staat allein, in Amerika ausschließlich der Mäzen größten Stils erschaffen und unterhalten kann. Mit diesem gradlinigen Gedanken und dem festen Willen, ihn zur Tat reifen zu lassen, brauchen wir um die erfolgreiche und tatensfrohe Zukunft der deutschen Polarforschung nicht bangen zu sein.



Der Weg der deutschen Spitzbergen-Expedition 1925.



Gletscherstirn (Waggonwan-Gletscher).

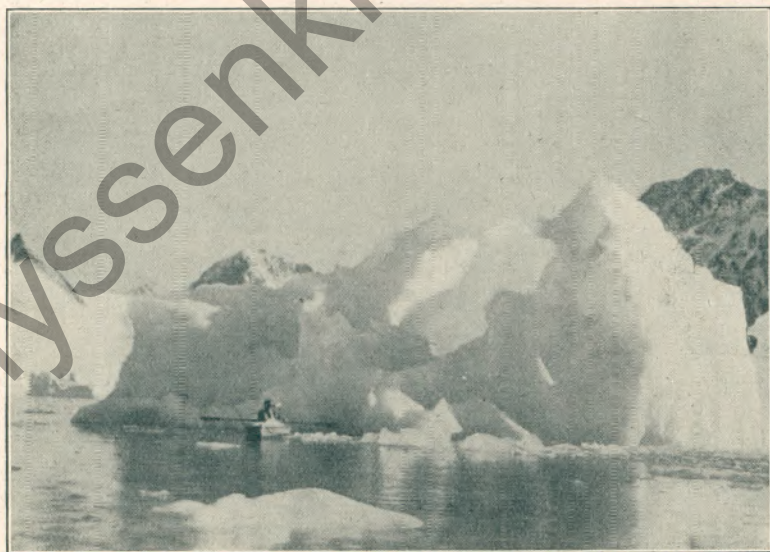


Vor dem Start.

(Techn. Phot. Archiv).



Packeis. Im Hintergrund unterworfene Gletscherstirn.



Treibender Eisberg in der Magdalenzucht.

## Faltboote im Eismeer.

Von Dr. Max Grofewahl, Kiel.

Ein wesentlicher Teil der Aufgaben der deutschen Spitzbergen-Expedition konnte nur auf dem Wasser erledigt werden. Wir hatten zu diesem Zweck zwei zerlegbare Klepperboote mitbekommen, die auf ihre Brauchbarkeit für Polarunternehmungen erprobt werden sollten. Der erstmalige Versuch gelang überraschend gut und zeigte deutlich ihre große Verwendungsfähigkeit und Bedeutung in jenen Regionen des hohen Nordens. Gerade die schmiegsame Gummihaut erwies sich für die Fahrt durchs Eismeer nur günstig. Selbst Fahrten durch frisches Jungeis, die wir in den letzten Tagen unternehmen mußten, ließen keine Spur an den Booten zurück. Nur der verstärkte Steben, der speziell für solche Fahrten im Eis angebracht worden war, wurde schließlich bis zur halben Dicke durchgestoßen.

Infolge der Zuverlässigkeit und Sicherheit der Boote gestalteten sich häufig die Fahrten, die wir aus wissenschaftlichen Gründen unternehmen mußten (Jagden, Sammlung von Wasserpflanzen, Vermessungen und Lotungen), zu Fahrten des Genußes und der Erholung. Wunderbar war es, wenn wir uns bei schönem Wetter durch das dichte Treibeis hindurcharbeiteten und die Stille der hohen und heiligen Natur der Polarwelt uns umfing. Zu beiden Seiten steigen gewaltige Berge direkt aus dem Meer empor, zwischen ihnen liegen eingebettet die Riesengletscher, die vielfach weit aus dem Inlande kommen, mit unmerklicher Bewegung von etwa 10 bis 20 cm täglich, und am Ende jäh in einer Gletscherstirn von etwa 40 m — der doppelten Höhe eines vierstöckigen Berliner Wohnhauses! — senkrecht unmittelbar ins Meer abfallen.

Ab und zu brach dann eine solche riesige Eiswand zusammen, hochauf schäumte das Meer, und als sich die aufgeregten Wogen geglättet hatten, sah man langsam und majestätisch einen jungen Eisberg ins Weltmeer hinausziehen. Von Ehrfurcht ergriffen, steht man inmitten dieser grandiosen Einsamkeit an den Geburtsstätten der Natur. In solchen Stunden packt einen der Zauber des Märchenlandes Spitzbergens, des „Alpenlandes im Eismeer“, wie Nietzche treffend sagt. Spitzbergen ist wirklich die Vereinigung des Höchsten und Schönsten, was wir kennen, der unendlichen See und der gewaltigen Hochgebirge in ewigem Schnee und Eis. — Die Wissenschaft freilich nennt jenen Vorgang etwas respektlos: der Gletscher „kalbt“.

Infolge des geringen Gewichtes der Boote konnten sie leicht auch über größere Eisschollen getragen werden. Der mit Recht gefürchteten Einpressung, die schon manchem Expeditionsschiff zum Verderben geworden ist, kann man schnell dadurch entgehen, daß man auf das Packeis steigt und die Boote einfach heraushebt. Einmal traf auch unsere Expedition beinahe ein solches Pech, und nur durch schnellstes Handeln konnten die Boote gerettet werden. Legt man bei einer Schlittenreise längere Strecken über das zugefrorene Polarmeer zurück, so lassen sich die Faltboote leicht zusammenlegen und unter geringster Beanspruchung des kostbaren Schlittenraumes verstauen. Kommt man an eine „Wake“, eine schmale, aber oft viele Kilometer lange offene

Stelle im Eise, so kann man die Boote leicht auch bei strengster Kälte und mit behandschuhten Fingern wieder aufbauen und das Hindernis überwinden. Solche Wafen waren bisher bei Nordpolarfahrten mit Schlitten die größten Hindernisse. Auch eine lange Fahrt über die hohe See wurde bei schwerem Sturm mit den zerbrechlich scheinenden Booten glücklich durchgeführt.

Mehrfach wurde auch der Kinoapparat auf dem Faltboot montiert, und die Expeditionsteilnehmer fuhren kurbelnd zwischen Eisschollen, Packeis und an den hohen Gletscherabbrüchen vorbei mitten hindurch zwischen Seehunden und unendlichen Vogelscharen. Mancher interessante Augenblick, manch nettes Erlebnis, die ganze überwältigende Schönheit und Größe wurden auf diese besondere Art im Film und auch in den zahlreichen prachtvollen Aufnahmen der Expedition eingefangen und für immer festgehalten. Wohl zum ersten Male dürften auf diese Weise Filmaufnahmen gemacht worden sein — das Faltboot als Kinostativ! So entstand der Film „Die Deutsche Spitzbergen-Expedition mit Faltboot, Ski und Schlitten durch Nordwestspitzbergen“, der auch denjenigen, denen es nie vergönnt sein wird, die ferne nordische Welt zu schauen, einen Einblick gewährt in die Schönheit des ewigen Eises.

Unvergessen wird allen Teilnehmern wohl die Seehundjagd bleiben, die erste und auch die einzige. Bei schönem Wetter und herrlichem Sonnenschein ging es durch das Eis in die Magdalenenbucht hinein. Es war ein windstillter Tag, und warm schien die Sonne inmitten der großartigsten Hochgebirgslandschaft. Im tiefsten Frieden lag die schweigende Natur. Da plötzlich wurde ein Seehund gesichtet. Er lag auf einer Scholle, sonnte sich wohligh und zufrieden und ließ seinen schönen silbergrauen Leib von den warmen Strahlen bescheinen. Die beiden Boote arbeiteten sich mühselig durch das dichte Eis vorwärts, näher und näher an ihn heran. Jetzt sah er die Jäger. Er wandte den Kopf, aber ohne Argwohn guckte er und harmlos, mit einem Anflug von neugieriger Interessiertheit, auf die Menschen, diese merkwürdigen, ihm unbekannten Wesen, die immer näher kamen. Der Filmopérateur war begeistert und kurbelte, was das Zeug halten wollte; so dicht war ihm noch keine Robbe vor das Objektiv gekommen. Zuletzt war der Seehund sogar schon so nahe, daß er gar nicht mehr ganz auf den Film hinaufging. Trotzdem blieb er seelenruhig und blinzeln liegend. Er beabsichtigte offenbar, „Filmstar“ zu werden, drehte und wendete sich wie ein echter Filmschauspieler, zeigte seine schöne Schnauze mit dem struppigen Schnauzbart von allen Seiten und sah dabei mit seinen schönen, treuen Hundeaugen auf das eigenartige Beginnen der vier Jäger. — Der Schuß krachte, die blendendweiße Scholle färbte sich blutigrot. . . .

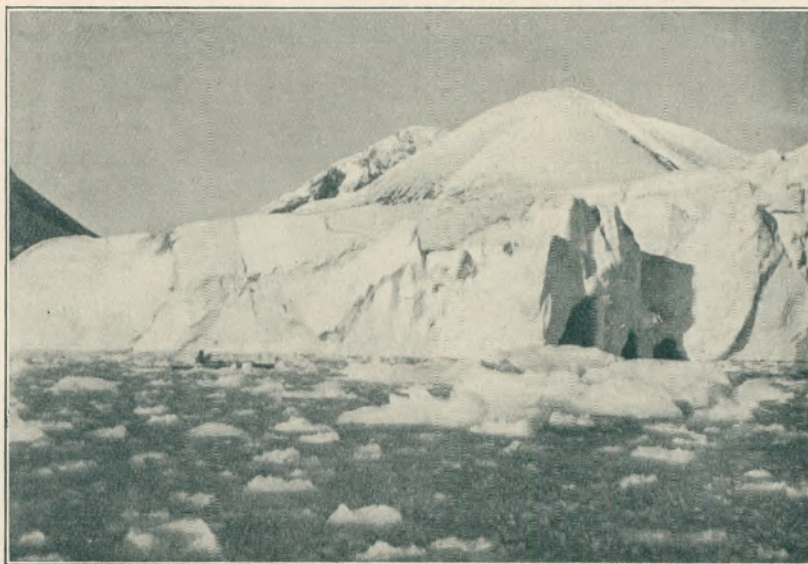
Die Lust zu solcher Jagd war uns ein für allemal vergangen. Zu grauig und gefühllos schien uns ein solches Beginnen. Und doch hatten wir schießen müssen, weil unser Zoologe die Parasiten des Seehundes zu untersuchen hatte. Wie zufräulich sind dort oben in der freien, unberührten Polarnatur häufig die Tiere, und mit welcher harter Hand muß der Mensch und Forscher oft diese schönen Idylle zerstören!



Sonnenbad.



Bei 0 Grad Celsius.



Durch das Eis der Magdalenenbucht.



# DIE STAHLFEDER

von Max Wätcher



„Guten Tag, Frau Genesfelder! Ich bringe Euch Wäsche zum Waschen und Bügeln!“

„Recht so, Jungfer Dorothee! Ihr kommt gerade zur rechten Zeit, ich wollte soeben in die Waschküche steigen.“

„Wann kann ich die Wäsche wieder abholen, Mutter Genesfelder?“

„Heute ist Montag, also sagen wir Donnerstag, wenn das Wetter trocken bleibt.“

„So bald schon, das ist fein!“

„Ja, ich halte mich dazu, Jungfer Dorothee, denn ich brauche die paar Gulden Waschgeld recht nötig.“

„Geht es denn immer noch gar knapp her, Mutter Genesfelder?“

„Leider — leider!“ seufzte die alte Frau und schaute betrübt zu Boden.

„Aber Ihr habt doch Euren Sohn, den Alois! Man hört doch, er habe so eine feine Erfindung gemacht, ganz München spricht ja von der neuen Steindruckkunst des Alois Genesfelder, und der Kurfürst Karl Theodor habe ihm sogar hundert Gulden als Ehrengeschenk überreichen lassen, stand in der Zeitung. Das stimmt wohl alles gar nicht, Mutter Genesfelder?“

„Freilich stimmt es! Die hundert Gulden sind gekommen, und — kommt nur herein, Jungfer, in meines Alois Arbeitsstüb! Seht, da hängt das Privileg für Bayern, was ihm die Hofkanzlei ausgestellt hat, wodurch mein Alois berechtigt ist, seine neue, von ihm erfundene Steindruckkunst allein in Bayern auszuüben!“

„Und die hundert Gulden?“

„Ach, die sind längst alle, Jungfer. Da mußten Schulden bezahlt werden, und neue Solnhofener Schieferplatten mußten angekauft werden, auf denen mein Alois seine schönen Drucke herstellt, und so gab es vielerlei anzuschaffen, denn mein Sohn sinnt immer und immer auf Verbesserungen seiner Erfindung, und das verschlingt viel Geld.“

„Ja, das glaub' ich gern, aber berühmt ist er nun, der Herr Alois Genesfelder, gelt, und Ihr müßt darben?“

„Man tut es doch gern, wenn man sieht, daß der Bub so fleißig hinter seiner Arbeit her ist! Freilich, wenn ich mir hätte einmal träumen lassen, daß ich müßt mein karg Brot mit Waschen für fremde Leute verdienen —!“

„Ihr habt gewiß bessere Tage gesehen, Mutter Genesfelder?“

„Das will ich meinen! Als mein Mann noch lebte, ging es uns gut — Sie wissen doch, er war Hofschauspieler in Mannheim — und auch, als wir in Prag waren, wo unser Alois geboren wurde, hatten wir keine Not. Aber nun starb mein Mann so früh, und dann ging bald die Sorge an.“

„Ja, das Leben ist oft hart, Mutter Genesfelder! Nun sagt aber, wie ist denn der Alois auf die Idee gekommen, den Steindruck zu erfinden? War er denn nicht auch Schauspieler wie der Vater?“

„Freilich war er Schauspieler, und nicht bloß das, er war auch ein guter Dichter und schrieb Theaterstücke. Eins davon — „Der Mädchenkammer“ heißt es — hat sogar großen Erfolg gehabt. Aber der Druck seiner Theaterstücke hat so sündhaft viel Geld gekostet, da hat sich bald der Alois eines Tages gedacht: Ich drucke mir meine Stücke selbst. Und so

hat er auf Zinn, dann auf Kupfer und schließlich auf Kehlheimer Schiefer . . .“

„Ihr sagtet doch vorhin auf Solnhofener Schiefer?“

„Ja, jetzt aber zuerst Kehlheimer Schiefer, der nicht so gut ist wie der Solnhofener; also er hat auf Kehlheimer Schiefer seine Druckversuche gemacht. Mit einer besonderen Tinte, die er auch erfand, hat er auf den Schiefer geschrieben, dann die Tinte eintrocknen lassen und alles mit einer Säure überstrichen, nun das Papier aufgelegt und das Geschriebene abgedruckt. So ist seine Erfindung entstanden, und nun ist er auf einmal berühmt geworden, vielleicht wird er nun auch reich.“

„Na, ich gönne es Eurem Alois von Herzen, er ist allweil gar so lieb und freundlich, der junge Herr!“

„Ja, das muß wahr sein, alle mögen ihn gern! Schaut, da kommt er gerade heim!“

„O Jegerl, da will ich mich aber schnell davommachen!“ lachte die Jungfer und schlüpfte heimlich und flink die Stiege hinab.

Der junge Genesfelder — der ehemalige Schauspieler und Dichter und nachmalige berühmte Erfinder des Stein- und Kattendrucks, dem der König Ludwig von Bayern, um ihn noch nach dem Tode zu ehren, auf dem Friedhofe zu München ein Denkmal errichtete, kam singend die Treppe emporgestiegen.

„Bist schon wieder zurück, Bub?“ fragte die Mutter.

„Ja, Mutter! Schau', ich bummle durch den Hofgarten, da hat mich das Glück wieder einmal arg gebeutelt!“

„Bub, du machst mich neugierig!“

„Sollst es gleich erfahren! Denke dir, einen Bettelbub traf ich!“

„Ist das das Glück, das dich so arg gebeutelt hat?“ lachte Frau Genesfelder.

„Höre nur, was der Bettelbub tat! Er hatte einen Gansflügel in der Hand und riß die Federn aus und warf sie auf die schönen, sauberen Wege.“

„Alois, du verstehst aber wirklich, deine alte, arme Mutter auf die Folter zu spannen! Wann kommt denn nun das Glück, das dich gebeutelt hat, he?“ meinte unmutig die Mutter.

„Kannst es gar nit erwarten? Also, das hat meinen Ordnungssinn gestört, daß der Bub die sauberen Wege verhandelte, und ich habe die Federn halt fein säuberlich aufgehoben. Ich setzte mich auf eine Bank und schaute mir solch Wunderwerk von einer Gansfeder genau an.“

„Als ob du noch keine gesehen hättest! Und hast sie doch mandelweise auf deinem Tische liegen und schreibst täglich damit auf deine Schieferplatten!“

„Stimmt alles! Und ärgern muß ich mich alle Tage über die Kieledern, weil sie so elendig weich sind und so biegsam und die Schrift oft schmierig wird, dann läuft der Druck aus und verwischt! Also ich betrachte mir die Federn, nehme in Gedanken meinen Taschenweibel heraus und spalte und schnitzte die Feder, und da — da, Mutter, kommt mir auf einmal die Erleuchtung! Ich schau' auf die Klinge von meinem Messer und schwupp! habe ich einen herrlichen Gedanken: Machst du halt einmal eine Feder aus dünnem Messerstahl! Ich springe auf, eile zu Meister Frank in der Isar-

gasse und bitte ihn, mir aus einem Stahlstäbchen ein paar dünne, zugespitzte Plättchen zu stanzen. Das macht er auch. Schau', da sind sie! Und nun will ich versuchen, mit diesen stählernen Schreibkielen zu schreiben. Komm mit und sieh, ob es gelingt!"

"Laß mich aus, Bub! Ich muß in die Waschküche! Und du hast mich arg enttäuscht mit deinem Glück, das dich gebeutelt haben soll! Weißt, mir ist schon ganz gleich — und der Welt wird es auch gleich sein —, ob du mit Federkielen schreibst oder mit solchen spitzen Stahlplättchen!" erwiderte die Mutter verärgert, nahm ihren Waschkorb und stapfte davon.

"Wollen erst einmal sehen, Mutter, ob es der Welt gleich ist!" rief ihr Alois nach und ging in sein Arbeitsstübchen, nahm zuerst Tinte und Papier, band eins der von ihm erdachten spitzen Stahlplättchen an ein Holzstäbchen, tauchte die Spitze in die Tinte und schrieb, und siehe da! der Versuch gelang über Erwarten gut. Eine klare, feine, zierliche und saubere Schrift stand da, allerdings noch ohne Druck, da das spitze Stahlplättchen noch nicht gespalten war.

Dieser Augenblick war ein Weltereignis! Die Stahlfeder war erfunden! Eine neue Epoche in der Geschichte der Schreibkunst begann.

In alten Zeiten war der Pinsel das bekannteste Schreibgerät gewesen, und die wundervoll verzierten und — man kann wohl besser sagen — gemalten Handschriften auf alten Papyrusblättern und verblichenen Pergamenten waren durchweg mit dem Pinsel geschrieben. Die alten Ägypter jedoch bedienten sich beim Schreiben ihrer Keilschriften bereits der Rohrfeder. Man machte die harte und spröde Feder durch Zerkauen im Munde weich und geschmeidig, aber erst Jahrhunderte später kam man auf die Idee, das Rohr durch einen Messerschnitt zu spalten und dadurch elastisch zu machen.

Die Schreibfladen der Alten — auch der Römer und Griechen — trugen in ihrem Schreibköcher nicht nur Dutzende von Rohrfedern bei sich, sondern auch ein kleines Messer und einen Bimsstein, auf dem sie die durch das Schreiben stumpf gewordenen Rohrspitzen wieder scharf wetzten. Die Vornehmen jener Zeit — soweit sie Schreibkundig waren — benutzten allerdings zum Schreiben nicht die Rohrfeder, sondern einen Metallgriffel, den man Stilus nannte, denn sie schrieben weder auf Pergament noch Papyrus und auch nicht mit Tinte, sondern sie trugen ein kleines Metalltäfelchen bei sich, das mit einer dünnen Schicht Bienenwachs übergossen war. Mit dem Stilus gruben sie dann in das Wachsstäfelchen die Schriftzeichen. Brauchte man die Aufzeichnungen nicht mehr, glättete man mit einem winzigen Spatel, der an der anderen Seite des Stilus angebracht war, das Wachs wieder.

Im Mittelalter, in dem besonders die Mönche als fast einzige Kulturträger viel schrieben, wurde der Griffel dann durch die Federspule, den Kiel der Gänsefeder, ersetzt, und dieses Schreibgerät hat sich nahezu bis Mitte des vorigen Jahrhunderts allgemein behauptet, eben so lange, bis die von Alois Senefelder erfundene Stahlschreibfeder ihren Siegeszug durch die Welt antrat.

Freilich — von Senefelders Erfindung an bis zur allgemeinen Benutzung der Stahlfeder verging noch manches Jahrzehnt. — In Deutschland wollte man nichts wissen von dieser Neuerung.

Und die Engländer waren es wieder, die zuerst den unsagbar praktischen Wert dieses neuen, kleinen und so einfachen und billigen Schreibgeräts erkannten und der Welt nutzbar machten. Und das kam so.

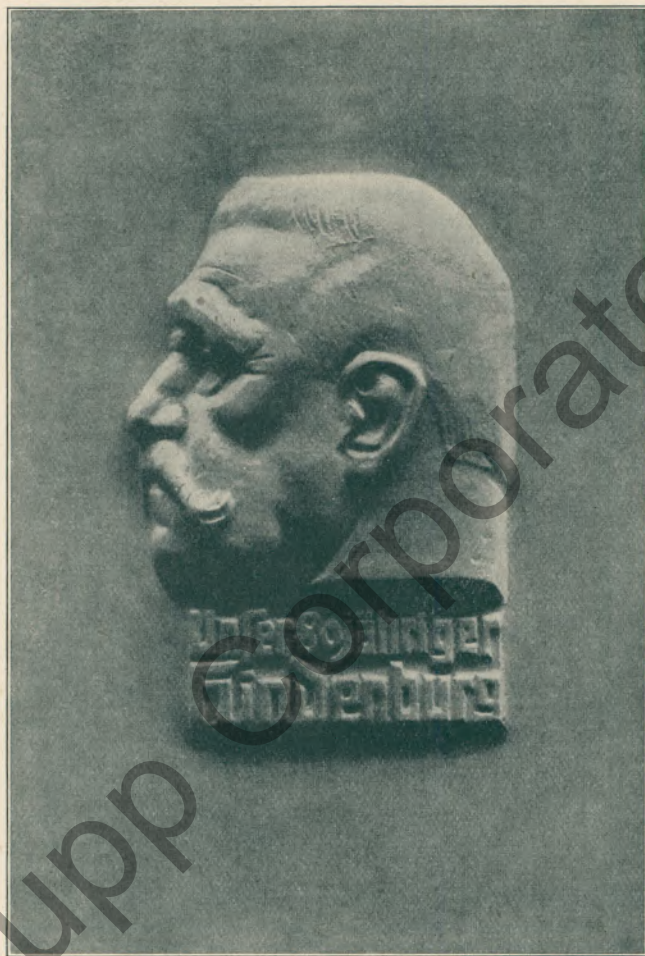
Alois Senefelder war geschäftstüchtig genug, sich seine Erfindung der Stein- und Kattundruckerei in mehreren Ländern staatlich schützen zu lassen. Privileg erwerben nannte man das damals, also vor etwa hundert Jahren, Patent würde man es heute bezeichnen.

Um nun auch in England seine Erfindung privilegieren zu lassen, reiste er selbst nach dem Inselreiche und verbrachte dort einundeneinhalb Jahre, bis ihm das Privileg zugesprochen wurde. Bei diesem Aufenthalt lernte ihn ein englischer Geschäftsmann namens Wise aus Birmingham kennen. Er besuchte unsern Alois Senefelder öfters, schaute ihm bei seiner Arbeit zu und sah da auch mit Staunen, wie der Erfinder seine Schrift statt mit dem bisher üblichen Federkiel mit einer Stahlfeder auftrug. Jener Wise war ein findiger Kopf. Er erkannte sofort die Bedeutung dieser Erfindung und stellte — natürlich ohne Wissen Senefelders — solche Stahlfedern her. Im Jahre 1823 errichtete er in Birmingham

die erste Werkstatt zur fabrikmäßigen Erzeugung von Stahlfedern, die aus dünnen Stahlbändern gestanzt wurden. Und von Birmingham aus trat nun die Stahlfeder ihren Siegeszug durch die Welt an, als ihren Erfinder Wise bezeichnend, den wackeren Senefelder aber als eigentlichen Erfinder verschweigend.

Aber Senefelders Ruhm als Erfinder der Lithographie bleibt trotzdem ungeschmälert. Er starb — nur 63 Jahre alt geworden — im Jahre 1834, und viele Städte in deutschen Landen ehrten ihn dadurch, daß sie eine Straße oder einen Platz nach ihm benannten. —

Wenn du, lieber Leser, aber deine Feder zur Hand nimmst und ein Brieflein schreibst, so widme einen Augenblick des Gedankens jenem wackeren Manne, der die Stahlfeder erfand. Er ist es wert!



Hindenburg-Plakette.

Zur Erinnerung an den 80. Geburtstag Hindenburgs hat das Lauchhammerwerk (Mitteldeutsche Stahlwerke) eine eiserne Plakette nach einem Entwurf des Berliner Bildhauers Encke herausgegeben.



Eine Novembereinerinnerung von Walter Hofmeier.

Der letzte Krieg hat zahllose Darstellungen gefunden. Und doch fehlt dabei ein Abschnitt fast ganz: die Rückkehr in die Heimat. Wie hatten Millionen von Menschen sie vergeblich ersehnt, drinnen wie draußen, lange Jahre hindurch! Jetzt, überraschend in Tagen zur Wirklichkeit geworden, wurde das Ereignis als solches kaum mehr empfunden in dem Zusammenbruch der bestehenden Welt. Die ersehnte Stunde kam fast unbemerkt.

Dem stillen Heldentum eines Heeres, das nach jahrelangem Kampfe gegen die ganze Welt ungeschlagen in die Heimat zurückkehrte, wurden keine Kränze geflochten. Niemand berichtet von jenen frühen, nebligen Novembertagen, in denen endlose graue Marschkolonnen durch die Ebenen Flanderns und Nordfrankreichs nach Osten zogen, dem fernen Vaterland entgegen; als die eigene Etappe, die Eisenbahn, die Proviantzufuhr zusammenbrachen, als es der letzten Kraft der Fronttruppen nur mit eiserner Hand gelang, das Gespenst des Chaos zu bannen, das über den wandernden Millionen hing, die ihre Heimat suchten. Der Kampf war zu Ende, und alles Leiden war umsonst gewesen. Da stürzte für manchen in Stunden zusammen, was ihm für immer unerschütterlich geschieden hatte: der Glaube, die Hoffnung, die Zukunft. Keiner wußte, welches Schicksal ihn daheim erwarten würde. Stumpf und willenlos zog er seinen Weg durch die Fremde, Hunderte von Kilometern fort, zwischen Hunderttausenden von Leidensgenossen. Blieb diesen menschlichen Maschinen, von vier Jahren Ringens erschöpft, vom Schicksal überwältigt, um alles gebracht, hungrig, müde, nur dem Erhaltungstrieb noch folgend, blieb ihnen überhaupt noch etwas, das dieses Ende ertragen ließ?

Die Liebe zur gemeinsamen Heimat war das einzige Band, das noch zu einer besseren Zukunft wies.

Die 2. Marinedivision passiert auf dem Rückmarsch die zerstörten Baracken des Truppenübungsplatzes Eecloo. Fast acht Tage waren schon wieder vergangen seit jener stürmischen Regennacht des 11. November, als wir gleichzeitig mit der Nachricht von Waffenstillstand, Umsturz und Zusammenbruch der Heimat den Befehl erhielten, sofort noch in der Nacht die eben am Kanal zwischen Gent und der holländischen Grenze bezogene neue Stellung zu räumen.

Seit dieser Nacht wälzten sich auf den schlammigen Straßen Flanderns die endlosen Kolonnen der 4. Armee nach Osten. Und wir bildeten die Schlußdivision. Wenn unsere Nachhut am Morgen einen Ort verließ, rückten stets schon die Quartiermacher der Belgier für den Abend ein. Die Straßen waren von Kolonnen überlastet, die spärlichen Dörfer überfüllt. Überall war es das gleiche Bild: alle Häuser, jedes Fenster, jeder Winkel mit den Flaggen der Alliierten geschmückt. Jeder Bewohner, den man sprach, in Stadt oder Land, sah mit Sehnsucht und Jubel der nahen Befreiung entgegen, dem Siege, dem Glück, der Zukunft. Und wir?

Tag um Tag waren die Pappelalleen der Ebene an uns vorübergezogen, 30, 40 Kilometer lang. Jetzt nahte die Grenze, doch noch nicht die der Heimat. Noch trennte uns der schmale holländische Zipfel bei Maastricht von Deutschland; der weite Umweg über Lüttich war gesperrt. Die Holländer hatten den Zug durch ihr Gebiet den Verbänden der 4. Armee gestattet, die, auf die wenigen Straßen um Aachen zusammengedrängt, sonst unmöglich den knappen Räumungstermin hätte einhalten können. Die Bedingungen: Durchmarsch ohne Waffen, die von Holland nach Friedensschluß zurückzugeben waren, und ohne jeden Halt auf holländischem Gebiet. Am Nachmittag gingen wir über die Grenze. In riesigen Haufen wurden die Gewehre zusammengeworfen und

## Heerstraße.

Von Walter Flex.

(Gefallen auf Oesel Oktober 1917.)

Der Regen rauscht. Marschierende Kolonnen . . .  
Vom dunklen Wegkreuz schaut der Jesuchrist,  
in seines Lämpchens Dunstkreis eingesponnen,  
ins Volk, das müd' von hundert Schlachten ist.

Das graue Heer, das schweigend ostwärts zieht,  
hat kaum des lichten Herrn am Holze acht,  
der still und hell auf jeden niedersieht:  
Wohin, mein Bruder, gehst du durch die Nacht?

Der Regen rauscht. Marschierende Kolonnen . . .  
Die tausendfache Spur von Huf und Fuß  
bleibt nach, in Schlamm und Finsternis geronnen.  
Der Herr am Kreuze liest den dunklen Gruß:  
Wir tausend Füße hasten in den Tod . . .  
Wir tausend Füße drängen in die Zeit . . .  
Wir tausend Füße geh'n in Lebensnot . . .  
Wir tausend Füße zieh'n zur Ewigkeit . . .

gezogen, 30, 40 Kilometer lang. Jetzt nahte die Grenze, doch noch nicht die der Heimat. Noch trennte uns der schmale holländische Zipfel bei Maastricht von Deutschland; der weite Umweg über Lüttich war gesperrt. Die Holländer hatten den Zug durch ihr Gebiet den Verbänden der 4. Armee gestattet, die, auf die wenigen Straßen um Aachen zusammengedrängt, sonst unmöglich den knappen Räumungstermin hätte einhalten können. Die Bedingungen: Durchmarsch ohne Waffen, die von Holland nach Friedensschluß zurückzugeben waren, und ohne jeden Halt auf holländischem Gebiet. Am Nachmittag gingen wir über die Grenze. In riesigen Haufen wurden die Gewehre zusammengeworfen und

mit Maschinengewehren und Minenwerfern der holländischen Regierung übergeben. Die Artillerie ging über Lüttich nach Aachen. Dann folgte ein mehrstündiger Marsch durch das fremde Land. Ein Bild des Friedens und der Ordnung, seit Jahren ungewohnt. Saubere Häuser, bestellte Fluren, gefüllte Läden: ein Volk bei friedlicher Arbeit, ohne Krieg, Tod und Zusammenbruch. Fast an der ganzen Strecke stand beiderseits der Straße ein Spalier von holländischen Truppen, junge, aktive Soldaten in neuen Uniformen. Dahinter drängte sich in den Orten Kopf an Kopf das Volk, unter den wehenden Flaggen seines glücklichen Landes, neugierig, erwartungsvoll.

Das also war das deutsche Heer, dessen Taten seit vier Jahren die Welt mit Haß und Bewunderung erfüllten, das dieser gesamten Welt Trost geboten hatte, um bis zuletzt die Heimat zu schützen, verleumdet auch hier als Hunnen, Barbaren, als Bedrücker der Nachbarländer? Das also war das deutsche Heer? Seit Tagen flutete dieser Strom durch das Land, in einförmigem Grau, in endlosen Marschkolonnen, in ungebrochener Ordnung, stumm und schweigend. In abgeschabten Uniformen, die noch von dem Lehm der Trichterfelder Flanderns zeugten, die Schuhe vom Marsch zerrissen, mit harten, unbewegten Gesichtern, in denen jede Hoffnung erstorben schien. Das war das Ende der besten Armee der Weltgeschichte!

Vorbei, vorüber.

Die Novembernacht bricht früh herein. Wieder ein Bach, zwei Grenzpfähle an der Brücke, das Spalier an der Straße hört auf. Weiter geht der Marsch nach Osten in das dunkelnde Land.

Sternklarer Himmel, mondlose Nacht. Endlos dehnt sich rings die Ebene. Kein Licht, kein Haus, kein Mensch weit und breit. Gespenstisch schwarz tauchen die Büsche, Baumgruppen, Waldstücke vor der marschierenden Kolonne auf, ziehen vorüber, verschwinden. Nicht anders, als es drüben war seit Tagen und Wochen. Ist das die Stunde, die wir jahrelang ersehnten?

Schattenhaft erscheinen vor uns jetzt Umrisse von Häusern. J irgendein einsames, weltfernes Bauerndorf an der Grenze. Die Spitze marschiert ein, zieht durch die Straßen, staut sich an einem Fuhrpark, der den Ausgang verstopft. Und hier, in einem Augenblick, kommt allen das Empfinden der Heimat. Die niederen Häuser, in der Bauart des Niederrheins, sind still, kein Mensch ist zu sehen. Kein lauter Empfang, keine Musik, keine Einzugsportalen, wie später Tag für Tag in jedem Ort bis über den Rhein. Aber deutsche Fahnen künden die Heimat! Spärliche Laternen erleuchten schwach die Straße und den Markt. Immer dichter schieben sich die Kolonnen zusammen, drängen sich Kopf an Kopf, halten zuletzt an. Und über ihnen, von den Häusern herab, aus allen

Fenstern, Erkern und Giebeln wehen die Fahnen der Heimat, zum erstenmal. Riesige, lange Flaggen, schwarzweißrot, hängen still von den Giebeln herab bis auf die Straße, kaum bewegt von der Nachtlust, vom schwachen Schein der Lampen erhellt.

Und da, plötzlich, ergreift der gleiche Gedanke die Tausende, die seit Wochen marschieren wie gebeiztes Wild, durch ein feindliches Land, unter feindlichem Volk, durch Flaggenwälder allerorts, die hohnvoll den feindlichen Sieg verkünden. Sie sind daheim! Keiner kennt den Ort, weiß seinen Namen, war jemals in dieser Gegend. Aber sie wissen: hier wohnen

Leute gleicher Sprache, gleicher Kultur, gleichen Empfindens. Vor allem aber: Leidensgenossen des gleichen schwersten Schicksals, das je ein Volk zu tragen hatte, zusammengeschnitten unter dem gewaltigen Hammer, der die deutschen Stämme zu untrennbarer Schicksalgemeinschaft verband.

Und da, in diesem Augenblick, erklingt ein Lied, erst einzeln, zaghaft, von anderen aufgenommen, dann immer lauter anschwellend: „Sei gegrüßt, du teure Heimat, deutsche Heimat, sei gegrüßt...“ Wie ein gewaltiger Orkan schwillt zuletzt aus Tausenden von Kehlen der Schlusafford zum Nachthimmel empor, zu den stillen deutschen Häusern, zu den regungslos in der schwarzen Luft hängenden deutschen Fahnen: „... sei gegrüßt aus weiter Ferne, teure Heimat, sei gegrüßt!“ ...

Uns alle eint wieder ein Gedanke, trotz allem, was geschehen, in Not und Leid erst recht, uns alle, die wir ratlos einer trüben Zukunft entgegenziehen: die gemeinsame Heimat.

Das Lied verklingt. Noch stehen die Kolonnen, selbst überrascht von der Leidenschaft, die plötzlich in einem Augenblick aus den gefühllosen, abgestumpften Maschinen hervorbrach. Da löst sich die Stodung. Die Spitze marschiert, die Reihen ordnen sich, und im Gleichschritt geht schweigend der Zug wieder hinaus in die Nacht. Noch ein

paar Häuser, nochmals die langen Fahnen der Heimat im leisen Wind, dann nimmt das weite flache Land, einförmig schwarz unter dem flimmernden Sternenzelt, uns wieder auf. —

Der Krieg hatte vieles gewaltige Erleben gebracht: stürmische Flottenvorstöße in der Nordsee, das Donnern der Geschütze am Skagerrak, das Riesenfeuerwerk der U-Boat-Angriffe auf Brügge, Kämpfe an der Landfront in Flandern, an der Mole von Zeebrügge. Aber als seelischer Eindruck steht noch heute über allem jene Nacht in dem unbekannten Bauerndorf am Niederrhein, unter den ersten deutschen Fahnen: das Erlebnis der Heimat!

## Die Dankesschuld.

Von Walter Flax.

Ich trat vor ein Soldatengrab  
und sprach zur Erde tief hinab:  
„Mein stiller grauer Bruder du,  
das Danken läßt uns keine Ruh’.  
Ein Volk in toter Helden Schuld  
brennt tief in Dankes Ungeuld.  
Daß ich die Hand noch rühren kann,  
das dank’ ich dir, du stiller Mann.  
Wie rühr’ ich sie dir recht zum Preis?  
Gib Antwort, Bruder, daß ich’s weiß!  
Willst du ein Bild von Erz und Stein?  
Willst einen grünen Heldenhain?“

Und alsobald aus Grabesgrund  
ward mir des Bruders Antwort kund:  
„Wir sanken hin für Deutschlands Glanz.  
Blüh’, Deutschland, uns als Totenkranz!  
Der Bruder, der den Acker pflügt,  
ist mir ein Denkmal, wohlgefügt.  
Die Mutter, die ihr Kindlein hegt,  
ein Blümlein überm Grab mir pflegt.  
Die Büblein schlank, die Dirnlein rank  
blüh’n mir als Totengärtlein Dank.  
Blüh’, Deutschland, überm Grabe mein  
jung, stark und schön als Heldenhain!“

## Der Toten Gedenken.

Allerseelen — Totensonntag reden ihre ernste, stumme Sprache. Ein Hauch der Trauer, des wehmütigen Friedens ruht über den Gottesäckern der deutschen Erde. Still ziehen Millionen von Gedanken in die weite Ferne und weilen an den Stätten, wo in fremder Erde unsere jüngsten Großen, des deutschen Volkes Helden, den stummen, mahnenden Soldatentod schlafen.

Erinnerungen tauchen auf, lebendig und stark. Eindringlich sprechen die wenigen Worte und Ziffern auf den Grabsteinen und Kreuzen, erzählen jedem, der schaut und versteht, von Leben voll Arbeit und Erfolg, voll Leid und Enttäuschungen, von großen Taten, von Hoffnungen und kaum begonnenem Schaffen. Bilder der Vergangenheit, Bilder lebendig gelebten Lebens füllen die sonst so stille Romantik unserer Gottesäcker.

Wenn an den Tagen der Toten die flackernden Lichter unzähliger Kerzen und matt-leuchtender Laternen in den herabsinkenden Abend hinein erstrahlen, drängt sich uns manch schöne Überlieferung auf, die so recht die Innigkeit der Gefühle unserer deutschen Volksseele für die Toten zeigt.

Erstmals feierte Abt Odilo im Benediktinerkloster Cluny an der Saône im damaligen Westfrankenreich schon im Jahre 998 am 2. November — Allerseelen — das Fest der Toten. Ohne irgendein bestimmtes kirchliches Gebot setzte sich der Allerseelentag bald in der damals christlichen Welt durch. Bereits zwei Jahre später finden wir ihn in Lüttich, im 11. Jahrhundert fast überall in Deutschland und infolge des deutschen Einflusses in Oberitalien bereits um das Jahr 1200 in Mailand. Auch nach der Kirchenspaltung blieb aus volkstümlicher Tradition der Allerseelentag auch dem Protestantismus in vielen deutschen Gegenden, so in Süddeutschland, erhalten. Erst im Laufe der letzten fünfzig Jahre tritt der Totensonntag, der letzte Sonntag des Kirchenjahres, in vielen Orten an seine Stelle.

Gerade Süddeutschland, die Alpenländer und das Voralpenland bewahren wie im allgemeinen, so auch besonders zum Allerseelentage ihre alten Heimatgebräuche. Mit kindlich rührender Liebe schmückt man zu Allerseelen die Gräber. Allgemein weht schwarzer Trauerflor auf allen Gräbern. Dazwischen vereinzelt auf einem Holzkreuz Brautschleier und Brautkranz der toten Frau oder Braut. Dort hängt am Grabstein ein Jünglingsbild des Gatten und Vaters, hier, im Bilderrahmen unter Glas, die abgeschnittenen Zöpfe der toten Schwester und Mutter, ein paar Löckchen des frühverstorbenen Kindes. Im Scheine der Grabkerzen glitzern Orden und Ehrenzeichen der alten Krieger, Säbel und Dienstmützen der früheren Soldaten und Forstbeamten. Unter einem Riesenbusch von letzten bunten Bergdisteln und grünen Latschen verschwinden die stillen Gräber der Opfer der Berge, für die sonst niemand mehr sorgt.

Eigenartig sind manche andere Gebräuche. In einigen Gegenden werden die Kinder mit Gebäck beschenkt, das verschiedene Formen zeigt und verschiedene Namen trägt. In Augsburg gibt es „Seelenbrezel“, im Oberland „Seelenwecken“ und „Seelenzöpfe“, in Schwaben „Seelbrot“. In Ehingen an der Donau besuchen die Kinder den Friedhof in der Absicht, im Grase und auf den Gräbern kleine Geldmünzen zu finden, die die Verstorbenen dort hingelegt haben sollen. Für diese Münzen kaufen sich die Kinder dann „Seelbirnen“, oder ein Gebäck, „Säilen“ genannt.

Allenthalben im deutschen Land ist der uralte Brauch, den Allerseelentag mit feierlichem Gottesdienst, Predigt, Prozession und Schmücken der Gräber zu begehen, geblieben. Allgemein üblich waren früher überall die großen Zierkränze aus schwarzen, weißen oder auch bunten Glasperlen, die nach dem Allerseelentage wieder ihren Platz im Hause fanden. Heute schmücken frische Blumen in den mannigfaltigsten Farben die stillen Gräber, die bis spät in die Nacht hinein in tausendfachem Kerzenleuchten erstrahlen.



Bavaria-Verlag, München

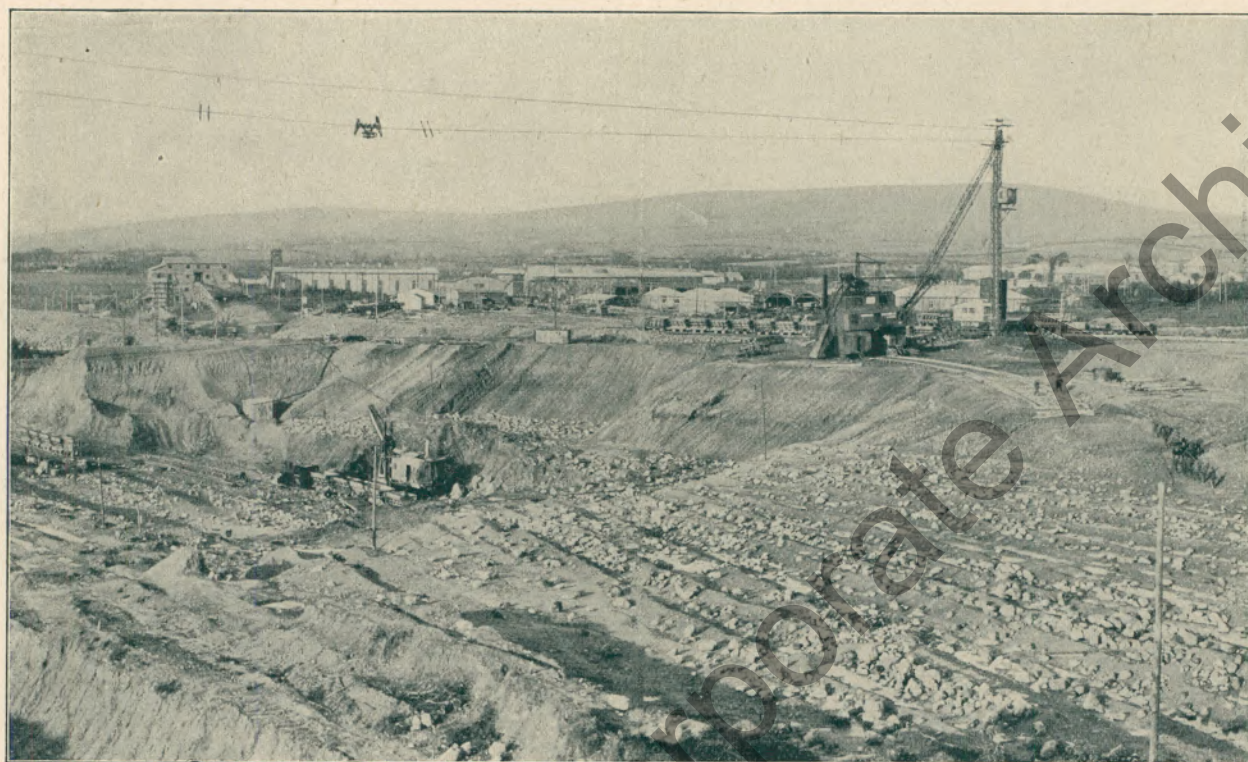
Kadierung von Prof. J. Uhl

Nüchternheit

# Eine Großtat deutscher Technik im Ausland.

Das Kraftwerk am Channon in Irland.

Von A. Stolze.



Krafthausbaustelle mit Werkstätten und Lager.

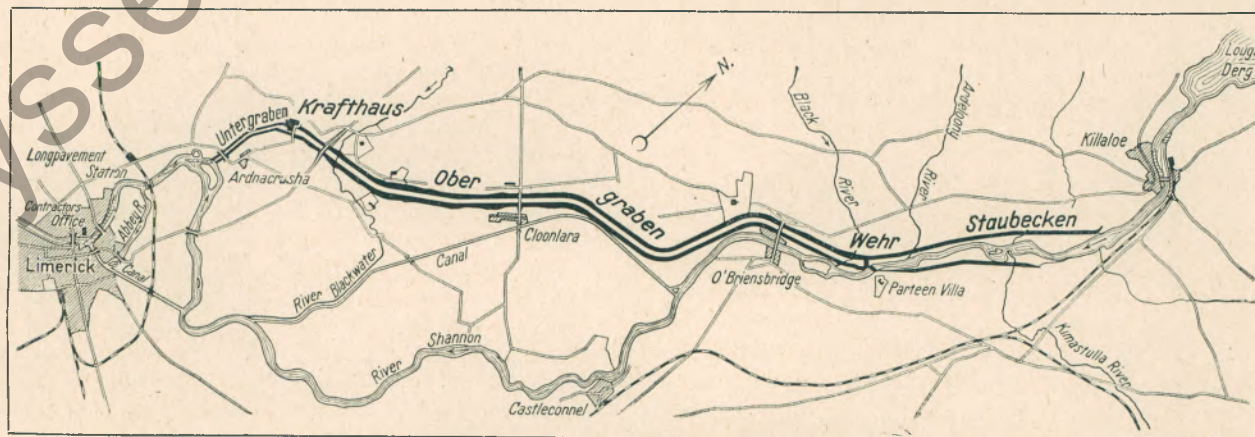
Still, zäh und gründlich schaffen deutscher Geist und deutsche Arbeit an einem Werk, das die gesunde Schaffenskraft unseres deutschen Volkes beweisen und die Anerkennung der ganzen Welt für die Leistungen deutscher Technikerringen wird.

Seit seiner politischen Unabhängigkeitserklärung sann der Irische Freistaat auch auf volkswirtschaftliche Unabhängigkeit. Ein erträglicher Ausgleich der Einfuhr und Ausfuhr war für Irland, die „Grüne Insel“, das Gebot der Stunde. Kohlenfelder, Ölorkommen fehlen Irland vollständig. In den Grundstoffen der Wirtschaft, den Rohmaterialien für jegliche Kraftversorgung, lag der Kernpunkt des Problems. „Weiße Kohle“, ideale Wasserkräfte lagen ungenutzt. Nun baut die Siemens-Bauunion ein Großkraftwerk am größten Flusse Irlands, dem Channon, das ganz Irland,

selbst bei stärkster wirtschaftlicher Beanspruchung, auf Jahrzehnte hinaus mit elektrischer Kraft versorgt.

Technische Studienkommissionen, Sachleute aller Länder sind heute in dem früher so stillen Limerick zu Gast, besichtigen und studieren deutsche Arbeit, deutsche Technik! Wer früher als Weekend-Fischer und Sportangler die Channonfälle zum Salmfang aufsuchte, erlebt eine bittere Enttäuschung. Die beschauliche Ruhe ist dahin. Es dröhnt, grollt und donnert wie Artilleriefire auf der ganzen Front.

Durch drei Seen hindurch strömt das Wasser des Channon stromabwärts an Killaloe vorbei nach Limerick. Etwa 15 Kilometer beträgt diese Strecke, deren Gefälle in einem einzigen Kraftwerk zusammengefaßt werden. Der Lageplan zeigt deutlich die Riesenaufgabe, die sich die deutsche Technik gestellt hat. Der Ausbau des Channon beginnt unterhalb des



Lageplan des Channon-Kraftwerkes.



Die Blackwaterunterführung.

Lough-Derg-Sees, wo in der Nähe des Ortes Killaloe bei Parteen Villa ein Wehr errichtet wird, das den Wasserspiegel des Flusses um 10 Meter bis zum Wasserspiegel des Lough Derg hebt. Der Entwurf sieht für eine spätere Zeit vor, das Fassungsvermögen des so geschaffenen Staubeckens von 324 Millionen Kubikmeter auf 827 Millionen Kubikmeter zu erhöhen, falls sich die Notwendigkeit ergibt, außer dem Lough Derg auch die beiden anderen Seen, den Lough Allen und Lough Ree, in den Dienst der Kraftversorgung zu stellen.

324 Millionen und 827 Millionen Kubikmeter! Zwei Zahlen, die nur durch einen Vergleich zu vorstellbaren Begriffen umgeformt werden können. Eine Gegenüberstellung mit dem größten deutschen Kraftwerk liegt am nächsten.

Der Speicherraum des Walchensee-Kraftwerkes im jetzigen Ausbau entspricht etwa 57 Millionen Kubikmeter. Die Isar hat im Jahresmittel einen gesamten Wasserabfluß von 582 Millionen Kubikmeter. Wollte man diese Wassermassen dem Walchensee das ganze Jahr hindurch, bei wasserarmen und wasserreichen Zeiten, zuführen, so wäre, wie das für einen späteren Ausbau vorgesehen ist, ein Speicherraum von „nur“ 234 Millionen Kubikmeter erforderlich. Man sieht, wie riesig die Ausmaße am Chamon sind.

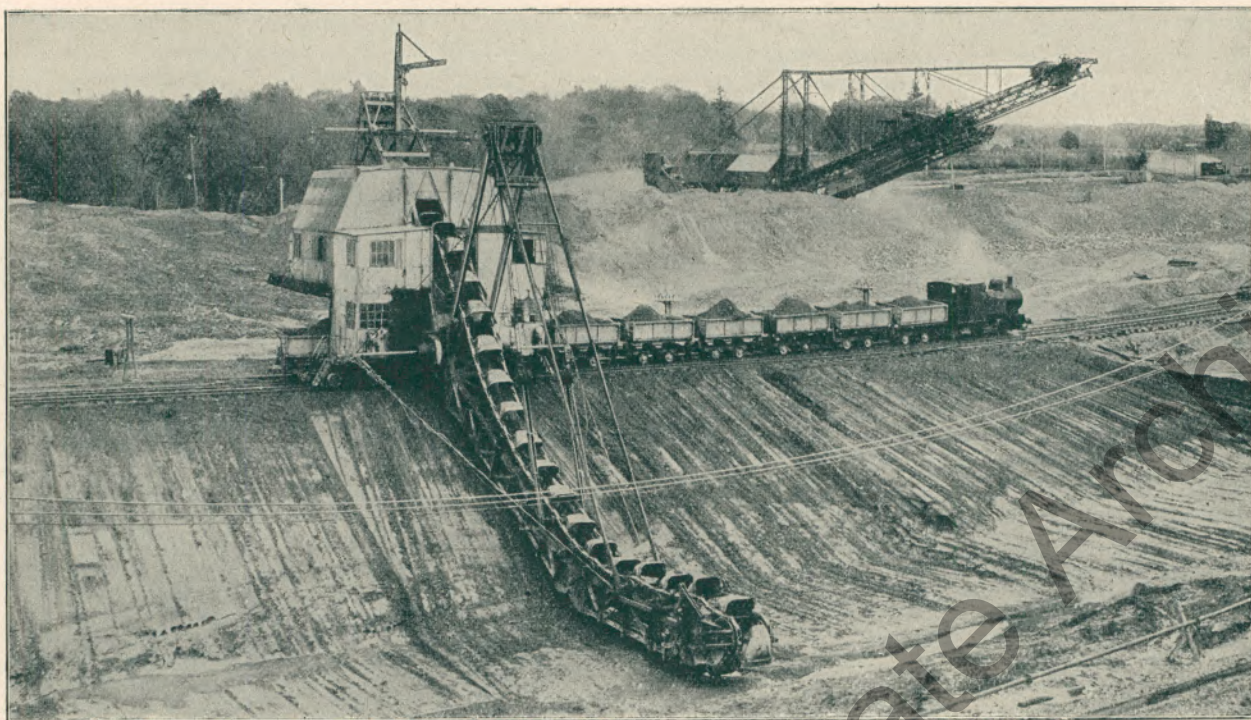
Interessant ist ferner der Vergleich mit der größten deutschen Talsperre, der Edertalsperre im Waldeckischen, die in erster Linie für die Wasserregulierung der Weser dient, die ihrerseits den Wasserbedarf des Rhein-Weser-Elbe-Kanals deckt. Auch diese größte deutsche Talsperre faßt „nur“ 202 Millionen Kubikmeter!

Nun zurück zum Werk am Chamon: Vom Wehr zweigt ein 12,5 Kilometer langer schiffbarer Werkkanal (Obergraben) ab, in dem das Wasser des Chamon zu dem bei Ardnacrusha gelegenen Kraft Hause geführt wird. Hier wird es durch sechs eiserne Rohrleitungen von je 6 Meter Durchmesser den sechs Turbinen des Kraft Hauses zugeleitet, deren Gesamtleistung nach vollem Ausbau 230 000 PS beträgt. Zunächst werden

jedoch nur drei Turbinen mit einer Gesamtstärke von 115 000 PS aufgestellt werden. Diese Kraftausbeute am Chamon steht auch in Deutschland unerreicht da. Die gesamten modernen Kraftwerke an der mittleren Isar ergeben heute eine Durchschnittsausbeute von zusammen 75 000 PS. Zur späteren Spitzendeckung werden erst 140 000 PS eingebaut. Auch das Walchensee-Kraftwerk wird bei seinem späteren vollen Ausbau auf nicht mehr als 152 000 PS kommen. Die beiden größten Schweizer Kraftwerke: Genf und Rheinfelden bei Basel, bringen es auf 19 000 und 18 500 PS.

Von den Turbinen aus geht das Betriebswasser durch den rund 2 Kilometer langen Untergraben, der kurz vor Limerik wieder in den Chamon mündet. Das Höchstgefälle zwischen Ober- und Unterwassergraben beträgt 34 Meter. Beide Kanäle sind schiffbar. Zur Hebung der Schiffe aus dem Unter- in den Oberkanal wird eine zweistufige Schleuse gebaut, die es ermöglicht, Schiffe bis zu einer Ladefähigkeit von 150 Tonnen zu heben.

Erhebliche Hindernisse stellten sich dem Bau des Chamon-Oberkanals in Gestalt zahlreicher kleinerer und größerer Wasserläufe in den Weg. Soweit der Spiegel dieser natürlichen Wasserstraßen, auch bei Hochwasser, tiefer als die Kanalsohle lag, genügte eine einfache Überbrückung oder Rohrleitung. Wesentlich schwieriger gestaltete sich dagegen die Überwindung von Wasserläufen dort, wo das Kanalbett in das Gelände einschneift. Hier mußte der Spiegel der den Kanal kreuzenden natürlichen Wasserstraßen am Kreuzungspunkte künstlich gesenkt, diese Unterführung und das künstliche Flußbett so widerstandsfähig und so geräumig gebaut werden, daß es imstande ist, auch den gesteigerten Druck der alljährlich zu erwartenden Hochwassermengen auszuhalten. So erforderte z. B. die Blackwaterunterführung eine unterirdische Kanalisierung von 210 Meter Länge und 3,3 Meter lichter Höhe.



Eimerkettenbagger beim Aushub des Obergrabens.

Gewaltige Ausmaße hat der Baupark, das Maschinen- und Transportmaterial, angenommen. Rund 8 Millionen Kubikmeter Erd- und Gelsbewegungen waren zu leisten. Bei der Bewältigung derartiger Massen mußte in größtem Umfange an Stelle der Handarbeit Maschinenarbeit treten. Sämtliche Geräte, Maschinen und Ersatzteile und der größte Teil der Bau- und Betriebsstoffe wurden aus Deutschland mit eigenen Dampfern nach Irland geschafft. Deutsche Bagger, Raupeneimerkettenbagger, Raupenlöfflbagger mit Rohöl- und elektrischem Antrieb, dazu Dampflöfflbagger fraßen sich zwei Jahre lang in die Bodenmassen hinein. Für das Einbringen der Massen in die bis zu 18 Meter hohen Dämme wurde in Gestalt von drei Abseilern mit einer Tagesleistung bis zu 6000 Kubikmeter bei 18 Meter Schütthöhe und 40 Meter Schüttweite ein im Baubetrieb bisher noch nicht verwendetes Gerät geschaffen. Man mache sich ein Bild von dieser Arbeitsleistung: 6000 Kubikmeter an einem Tage! Diese Masse aufeinandergefürt, ergäbe Tag für Tag einen Turm von 10 Meter Straßenfront, 10 Meter Tiefe und 60 Meter Höhe, bei weitem höher als der vielbeschauete Feuerturm der Gesolei, Düsseldorf 1926.

Der umfangreiche Rollmaterialpark umfaßt: 57 Lokomo-

tiven von 180 bis 200 PS für 900 Millimeter Spurweite mit 1000 Wagen verschiedenster Bauart; dazu 12 Lokomotiven von 50 PS, 600 Millimeter Spur für kleinere Arbeiten mit 220 Kasten- und Muldenkippern. Galt es doch, 4½ Millionen Kubikmeter Erdmassen und annähernd 1 Million Kubikmeter Gelsen zu bewegen.

Aus dem stillen Channontal ist eine Stätte der Arbeit geworden. Es lebt und wirkt wie in einem Ameisenhaufen auf der 12,5 Kilometer langen Baustrecke. Privatindustrielle haben sich bereits an den Hauptbaustellen angesiedelt, um den billigen, überschüssigen Strom des Baukraftwerkes auszunutzen. Vorbildliche Barackenlager für die Arbeiter sind entstanden mit Wohn-, Schlaf-, Ess- und Lesräumen. Bäder sind nicht vergessen! Getrennt sind die Wohnstätten für deutsche und irische Arbeiter. Das irische Barackenlager faßt 750 Leute, das benachbarte deutsche Lager die Hälfte. Ärzte, Lehrer und Pfarrer sorgen sich um das Wohlergehen der Arbeiter und ihrer Familien.

Die Arbeiten werden Mitte 1929 beendet sein. Dann werden in Dublin, in Cork, in den kleinsten Dörfern Irlands die elektrischen Lampen und Lämpchen aufglühen, deutscher Technik, deutscher Arbeit zum Lob.

Je mehr Deutschland von seiner Geistesarbeit an das Ausland abgibt, desto reicher wird sein Kultur-  
einfluß in der Welt.

Münsterberg.

Aus deutschem Boden sind alle jene großen Ideen hervorgegangen, die von geschickteren, unter-  
nehmenderen oder glücklicheren Völkern ins Werk gesetzt und benutzt worden sind.

Börne.

Es wäre für jeden Deutschen gut, wenn er einmal hinaus in die Ferne käme, um zu sehen, wie sich  
Deutschland von dort aus macht.

Die deutsche Nation war stets in Erfindung nützlicher Künste und Gewerbe die erste, weil sie die  
geduldigste und arbeitsamste ist.

Karl Jul. Weber.

# Unzufriedenheit im Beruf.

Von P. Hoche.

Unzufriedenheit ist ein Kräutlein, das wie das Unkraut im Garten ungehegt und ungepflegt im Menschenherzen wuchert, besonders im Berufsleben. Man denke nur an sich selber, man rede mit andern über den Beruf. Ach, da paßt gerade der eigne Beruf sowenig zu den vorhandenen Fähigkeiten und Neigungen, da bringt gerade er wenig ein, wenig an äußeren Ehren oder materiellen Erfolgen, da zehrt gerade er an unserer Gesundheit, da macht er uns in hohem Grade von Leuten abhängig, da gibt es in ihm, ach, wohl hundert Eigenheiten, die geradezu unzufrieden machen müssen. Sind das nicht tatsächlich alltägliche, nur zu häufig vernommene Klagen? Immer ist's der eigne Beruf, der so viele Schattenseiten aufweist, während der des Mitmenschen nicht selten als Paradiesgärtchen erscheint, darin gut wohnen sein müßte.

In der Tat ist ja auch eine gewisse Unzufriedenheit begründet. In welchem Berufe ginge es wohl ohne ein Heer von Unannehmlichkeiten ab? Und es ist erklärlich, daß gerade der, der den Beruf praktisch ausübt, auch seine Schattenseiten wirklich und schmerzlich empfindet, daß er aber solche in fremden Berufen nicht in dem Maße vermutet, weil er sie eben nicht erfährt.

Berufsunzufriedenheit ist aber ein Seelenzustand, der unbedingt energisch bekämpft werden muß. Ist er doch gleichbedeutend mit Lebensunlust, mit Nervenschwäche, Willens- und Erfolglosigkeit und dadurch mit gesteigerter Unzufriedenheit. Das ist ein sich wiederholender Zirkel von Zuständen, die ein völlig verfehltes, unglückliches Dasein bedeuten.

Was können wir dagegen tun? Zunächst ist ein heller und klarer Blick nötig. Wir müssen die Welt, die Zustände und Menschen so sehen, wie sie sind, nicht, wie wir sie uns vielleicht nur einbilden. In grüblerischer Selbstquälerei legen wir uns häufig etwas zurecht, was in Wirklichkeit gar nicht besteht. Weg mit solchen Gespenstern! Einen klaren Blick auch für die Bedürfnisse und Eigenarten unsers Berufs! Wenn wir uns bemühen, ihn recht kennenzulernen, werden wir ihn auch bald besser erfüllen, und das wird uns wieder freundlicher stimmen. Ein offener Blick tut auch not für die tatsächlichen Vorzüge unsers besondern Berufs. Er bietet ihrer gewiß nicht wenige, und sie fragen, recht ausgenützt, sicher zu unserm Behagen bei. Empfehlenswert ist es auch, in andere Berufe tiefer hineinzublicken; dabei gehen einem nicht selten die Augen plötzlich auf. Wo der Beruf nicht recht den eignen Neigungen entspricht, da zwingt man sich erst recht zur besten Ausübung, gerade dadurch wird man ihn besser verstehen und auch lieben lernen. Überhaupt ist es ratsam, den eignen Beruf nicht nur vom gemeinen Nutzen

aus, sondern auch von höherer Warte zu betrachten. Wie entfaltet er unsere besten Kräfte, wie geht seine Bedeutung weit über unser persönliches Leben hinaus, indem er die Mitmenschen und den ganzen Staat beeinflusst? Der Beruf ist mit in erster Linie, wem die letzten Gedanken zu weit gehen sollten, unser eigner Erhalter. Von ihm hängt unser Leben, ferner das Wohl unserer Familie ab. Ihr Behagen und Glück ist unser Stolz, und das ist ein Gedanke, der einen

empfindenden Menschen anspornen und beglücken muß. Schließlich ist unsere ganze Persönlichkeit für unsere Stellung zu unserm Berufe maßgebend. Wer sich bemüht, die Dinge und Zustände des Lebens klar und besonnen zu betrachten, überall den rechten Maßstab anzulegen, sich nicht bei jeder Kleinigkeit von Ärger und Aufregung fortreißen zu lassen, sich einen Sinn für die wahren Freuden des Lebens, die glücklicherweise an jeder Wegstrecke blühen, zu bewahren, der wird auf diesem Wege ganz sicher auch zur wahren und gesunden Berufszufriedenheit gelangen.

Es gibt aber außer der gekennzeichneten ungesunden, unfruchtbaren und quälischen Unzufriedenheit im Beruf noch eine andere, eine heilsame, eine gesunde und fruchtbare. Es ist dies die herzliche Unzufriedenheit mit unserm Werk, der tiefe, unaufhörliche Trieb, es weiterzuführen, es immer besser, vollendeter zu machen. Diese Unzufriedenheit, die — Gott sei Dank — auch in uns wurzelt, wollen wir nicht scheitern, obgleich sie uns in ständige Unruhe versetzt, obgleich sie dem ewigen, verzehrenden Feuer gleicht, das in uns brennt, uns, ohne daß wir lach und müde werden, unaufhaltsam vorwärtstreibt und, Freude gebärend, unser Werk vervollkommenet. Wir können sie nicht scheitern, diese göttliche Unzufrie-

denheit im Beruf, denn sie macht uns ja im tiefsten Grunde erst glücklich, sie weckt unsere schöpferischen Kräfte, sie schafft uns Ideale, sie macht uns zu Pfadfindern der Arbeit, sie macht das Schaffen aus schwerer Last zu leichter Lust, sie ist das eigentliche Glück, der tiefste Nerv in unserm Beruf. Wir müssen diese Unzufriedenheit als einen göttlichen Funken in uns preisen, weil sie nicht nur den Menschen beseligt, sondern auch sein Werk adelt und vervollkommenet. Jeglicher Fortschritt, soweit er nicht dem Zufall entsprang, ist der Unzufriedenheit zu danken. Sie geleitete den Menschen forschend, tastend, suchend durch ganze Meere von Irrtum und Enttäuschungen, vom Urzustande der Wilden zur heutigen Zivilisation, vom einfachen Rienspan bis zur elektrischen Bogenlampe, von dem unbeholfsamen Steinbeil des Wilden bis zum feinsten Instrument des modernen Chirurgen, von den im Licht der Sonnen geschmolzenen Wachsflügeln des sehnen-



Durch die im Jahre 1918 begonnene, auf drei bis vier Jahrzehnte berechnete großartige Trockenlegungsarbeit im Zuidersee wird Holland seinen landwirtschaftlichen Boden um ein Zehntel vermehren. Die Gesamtkosten werden auf 454 Millionen Gulden geschätzt. Ein 30 km langer Damm soll die frühere Insel Wieringen mit der friesischen Küste verbinden und den Zuidersee abschließen. Es bleibt nur noch das ungefähr 145 000 ha umfassende IJsselmeer, der Ausfluß der IJssel, an dessen Seiten sich die vier großen Trockenlegungsgebiete, sogenannte Polder, oder 225 000 ha neues und dereinst fruchtbares Ackerland ausdehnen werden. Zur Zeit wird bereits probeweise ein kleiner Landstreifen vom Seewasser befreit, um zu untersuchen, wie lange die „Entsorgung des Bodens“ in Anspruch nimmt.

Isaros bis zum heutigen Verkehrsflugzeug. Wo stünden wir wohl heute noch, wenn die unaufhörliche Unzufriedenheit nicht stets den Menschen zu neuen Taten vorwärtsgetrieben hätte?

Diese segensreiche Triebkraft, die gerade wie ein heiliges Feuer zum Glück in einer jeden Menschenbrust brennt, steht doch im tiefsten Gegensatz zu jener zuerst angedeuteten unglücklichen, mürrischen Art, die die Kräfte des Menschen lähmt, die nicht Bejahung, sondern Lebensverneinung bedeutet. Sie ist auch nicht so stark ausgeprägt, wenigstens bei den meisten Leuten nicht, wie jene alltägliche Erscheinung. Sie steckt eigentlich nur in dem höheren Menschen, der nicht nur ums liebe Brot arbeitet, sondern der aus innerem, gewaltigem Drange schafft, der durch seine Arbeit auch die Menschheit weiterführt. Ein Funke dieses Feuers wurde aber wohl in jede Menschenbrust gelegt, und dort glimmt er weiter, bis er, durch die Gelegenheit entfacht, zur hellen Flamme aufschlägt. Das geschieht dann in Stunden, wo wir ganz

der Arbeit hingegeben sind, nur ihr leben und in solchen Augenblicken beseligt das Höchste schaffen. An uns wird es mit liegen, diesen Funken zum Leben zu wecken und dadurch lebensstüchtig und glücklich zu werden. Wenn wir uns selber zur Berufszufriedenheit erziehen wollen, so meinen wir ja damit auch nicht jenen Zustand der trägen Satttheit und bequemen Lässigkeit, der eben alles gehen läßt, wie's geht, wenn nur das nackte Dasein mehr oder weniger oder darüber hinaus ein gewisses Wohlleben garantiert ist, sondern die Erhabenheit über den täglichen Ärger, Wertschätzung der wirklichen Vorzüge unsers Berufs, den ewigen Antrieb zum besten Schaffen. Es klingt wohl sonderbar, und doch ist es so, daß gerade die tiefe, die aus dem heißen Herzen rührende Unzufriedenheit mit unserer Arbeit, der so starke Vollendungsdrang unser tiefstes Glück in der Arbeit ausmachen, daß also die göttliche Unzufriedenheit das menschliche Herz beseligt und zur gesunden Berufszufriedenheit hinleitet.

## Technische Gedenktage.

1. 11. wurde Benoit Fourneyron in St.-Etienne geboren. Er 1802 erbaute die erste brauchbare Wasserturbine.

6. 11. Geburtstag von Alois Senefelder, dem Erfinder des Stein- 1771 drucks.

8. 11. erblickte Heinrich Daniel Karp das Licht der Welt. Karp 1786 gründete im Herbst 1819 mit Friedrich Hartfort eine me- chanische Werkstätte in Wetter a. d. Ruhr. Dieses Unter- nehmen war die erste Maschinenfabrik Deutschlands im modernen Sinne.

8. 11. wurde Josef 1823 Monier in St.-Quentin geboren. Er war ursprüng- lich Gärtner und stellte Blu- menkübel aus Zement mit Eiseneinlage her. Da der Versuch gelang, dehnte er dieses Verfahren auch auf größere Be- hälter aus. 1867 erhielt er sein erstes Patent, dem bald andere folgten, da er sein Verfahren auf alle mög- lichen Baukon- struktionen aus- dehnte. Wenn auch schon vor Monier Beton mit Eiseneinlage angewandt wurde, so ist diese Bauweise durch ihn erst recht be- kanntgeworden.

13. 11. Feierliche Grundsteinlegung zum Neubau des Deutschen 1906 Museums in München.

14. 11. wurde in Little Britain Robert Fulton geboren. Er verhalf 1765 der Dampfschiffahrt zum Erfolge.

15. 11. Geburtstag von Louis Jacques Mandé Daguerre. Das 1789 guerre ist ein Pionier auf dem Gebiete der Photographie (Erfinder des Entwicklungsprozesses).

19. 11. wurde Emil Ritter von Skoda zu Pilsen geboren. Er er- 1839 warb Ende der sechziger Jahre eine kleine Maschinenfabrik,

die er zu einem Weltunternehmen ausbaute. Die Skoda- werke hatten vor dem Weltkriege für Österreich die Be- deutung wie Krupp für Deutschland.

19. 11. starb zu London Wilhelm Siemens (Sir William). Er 1853 wandte die von seinem Bruder Friedrich erfundene Regenera- tionsfeuerung im Eisenhüttenwesen an, entwickelte mit Vater und Sohn Martin in Cireuil ein Stahlschmelzverfahren (Sie- mens-Martin-Verfahren) und versuchte die Anwendung der Elektrizität im Hüttenwesen.

20. 11. schloß Fried- 1811 rich Krupp mit den Brüdern Kessel, zweiehe- maligen Offi- zieren, die sich zur Herstellung von englischem Gußstahl erbo- ten, einen Ver- trag, um eine Fabrik zur Guß- stahlherstel- lung zu be- treiben. Das war der Anfang der Weltfirma Krupp.

20. 11. Geburtstag von 1779 Johann Franz Haniel, dem Mitbegründer und Teilhaber der „Gewerk-

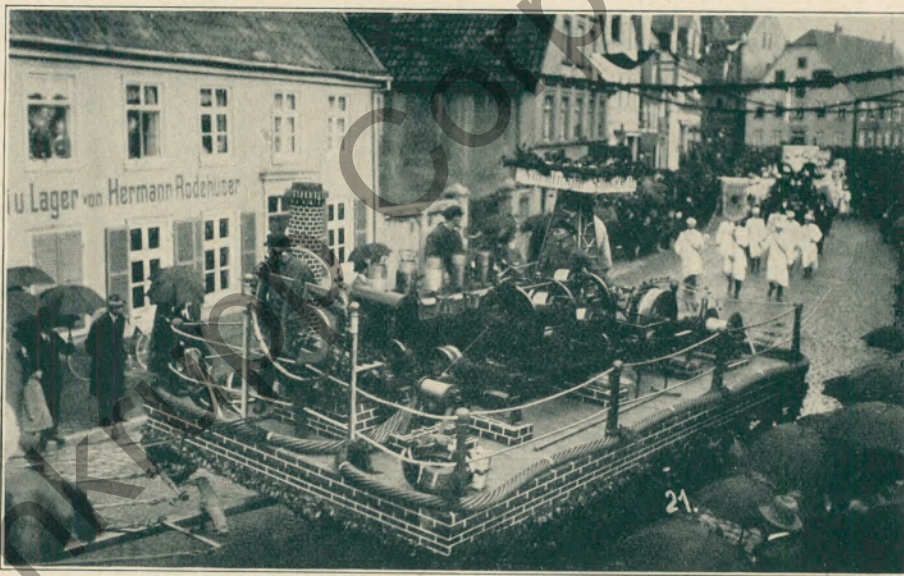
schaft Jacobi, Haniel und Huyssen“, der Vorläuferin der Gutehoffnungshütte.

22. 11. wurde Nikolaus von Drehs, der Erfinder des Zündnadel- 1787 gewehrs, zu Edmmerda geboren.

24. 11. erhielt Joseph F. Glidden das amerikanische Patent 1874 Nr. 157 124 auf den von ihm erfundenen Stacheldraht. Seine Erfindung gilt als die bedeutendste auf diesem Gebiete.

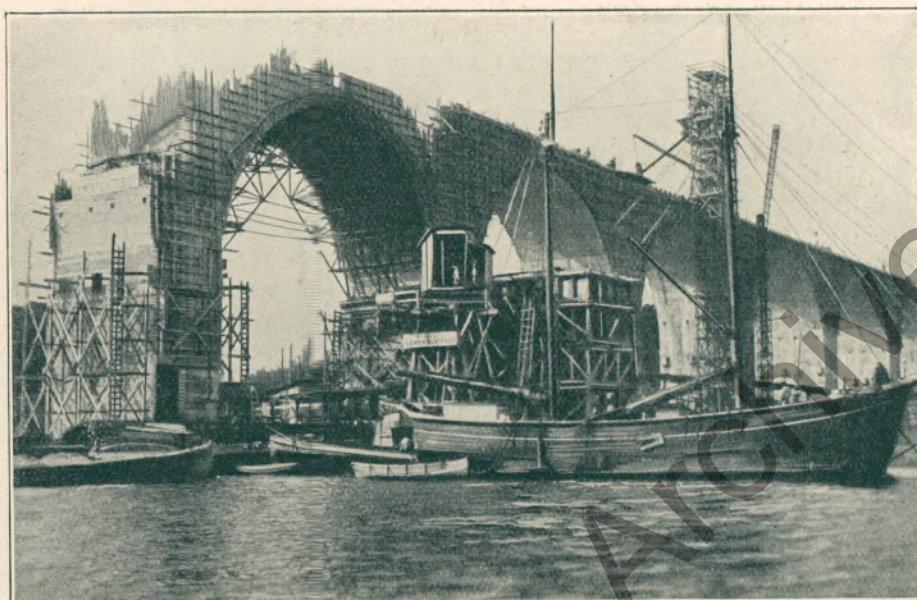
25. 11. wurde zu Heilbrom Robert Mayer geboren. Er formulierte 1814 das Gesetz von der Erhaltung der Kraft.

26. 11. erblickte William George Armstrong das Licht der Welt. 1810 Er ist der Konstrukteur des Geschüßes, dessen Seelenrohr durch aufgewickelte Eisenstäbe oder Drähte gegen den Druck der Pulvergase widerstandsfähig gemacht wurde. Jahade.



Der Wagen der Westfälischen Union, Hamm (Vereinigte Stahlwerke) beim Handwerkerfestzug in Lippstadt.

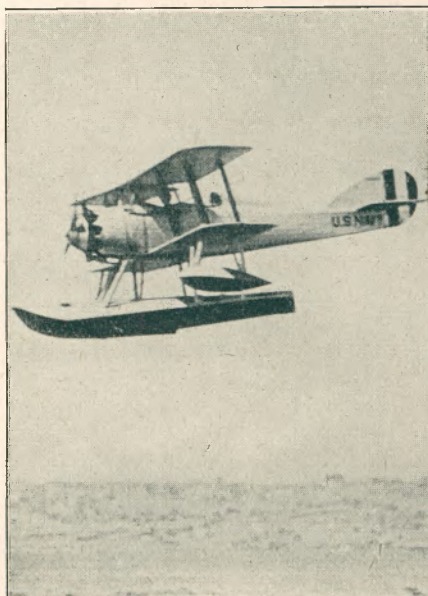
# ZEIT IM BILD



Schwedens größte Eisenbahnbrücke.

Scherl.

In Stockholm wird eine neue mächtige Eisenbahnbrücke gebaut, die bis zum Jahre 1929 fertig werden soll. Sie hat eine Länge von 750 m, die einzelnen Bogen, hoch genug, um große Schiffe durchzulassen, haben 120 m Spannweite. Die Fundamente der Riesenbrücke sind von deutschen Firmen gelegt worden.

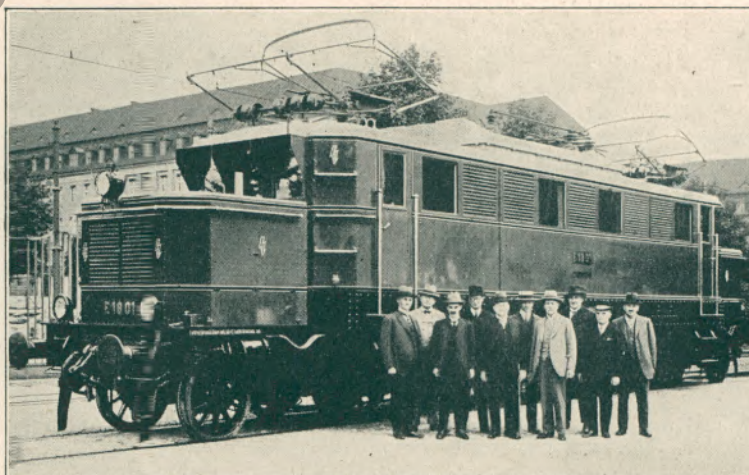
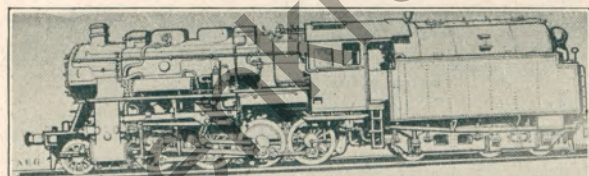


Scherl.

Ein menschliches Geschöß.

Die amerikanische Kriegsmarine hat bei zahlreichen Kampfschiffen Vorrichtungen zum Abschießen von Wasserflugzeugen angebracht. Das Flugzeug mit Insassen wird durch Druckluft von dem 15 m langen Stahlfinger mit einer Geschwindigkeit von 90 Stundenkilometer abgeschossen.

Presse-Photo.



Welt-Photo-Dienst.

Links:

Die erste Kohlenstaublokomotive der Welt.

Bei der Deutschen Reichsbahn wurde eine von der AEG konstruierte Kohlenstaublokomotive ausprobiert. Wesentliche Vorteile bringt diese Erfindung durch die Möglichkeit der Verwendung billiger minderwertiger Brennstoffe, wie Fein- und Abfallkohle sowie Rohbraunkohle, durch das Fortfallen der außerordentlich schweren und aufreibenden körperlichen Arbeit des Heizers und durch eine wesentliche Verringerung der Rauchentwicklung.





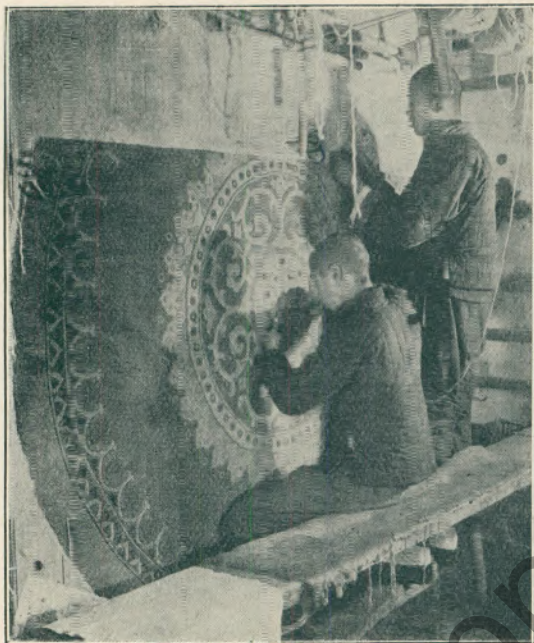
Freiprung über vier Pferde,  
ausgeführt von einem Polizeibeamten auf einem Sportlehrgang  
der Berliner Schutzpolizei.

Eberl.



Waghalsiger Motorradstunt  
eines mexikanischen Offiziers auf einem Zirkusfest in Mexiko.

Presse-Photo.



Chinesische Teppichweber bei der Arbeit.



Herbstmanöver der deutschen Flotte.  
Linienschiffe beim Kohlen.



Neues Leben blüht aus den Ruinen...  
Die Hauptstraße von Tokio unmittelbar nach dem Erdbeben  
im September 1923.



Die gleiche Straße im September 1927.



## Hausfrauenerholung.

Von Dr. Erna Meyer, München.

Die Urlaubszeit ist vorüber. Alles ist nach mehr oder weniger langem Ausspannen wieder an der Arbeit und geht, gestärkt von der genossenen Luft, Sonne und Ruhe, hinein in den langen Winter. Nur einer der wichtigsten Berufe hat seine Angehörigen fast ohne all das gelassen, was der Sommer allen andern arbeitenden Menschen mit Recht zu schenken pflegt: die Hausfrauen und Mütter sind leer ausgegangen. Denn sogar dann, wenn sie in der Lage waren, sich einen Sommeraufenthalt außerhalb der Stadt in freier Natur zu gönnen — wie klein ist der Prozentsatz der Bevölkerung, der sich das überhaupt leisten kann! —, selbst dann hatten viele von ihnen für die Familie zu kochen und die Kinder zu versorgen, so daß bestenfalls Luft und Sonne, kaum aber Ruhe diese Sommerwochen verschönt hat. Und wie viele mußten ganz zu Hause bleiben, obgleich gerade unsere Mütter einmal im Jahr ein völliges, wenn auch noch so kurzes Entspannen von Körper und Seele dringender als irgend jemand sonst brauchen!

Das wird noch gute Weile haben, bis wir uns den Mütterurlaub als alljährliche Selbstverständlichkeit errungen haben werden. Darum ist es um so notwendiger, daß wir uns über andere Erholungsmöglichkeiten der Hausfrau klar werden. Über die Einschaltung kurzer, aber regelmäßiger Ruhepausen während der Tagesarbeit habe ich ausführlich in meinem Buch „Der neue Haushalt“ gesprochen. Hier sei ergänzend auf die Sonntagserholung der Hausfrau hingewiesen, von der leider bisher fast nirgend die Rede ist, obgleich die Notwendigkeit eines Ruhetages in der Woche für alle andern Berufe längst allgemein anerkannt ist.

An diesem Mangel ist zum Teil die bekannte Mindereinschätzung hausfraulicher Arbeit schuld. Je mehr wir selbst unser Hausfrauentum als Berufsarbeit ansehen lernen und dadurch auch die andern allmählich zu gleicher Wertschätzung unserer Arbeit bekehren, desto leichter sollte es uns auch werden, den Sonntag für uns wirklich zu einem Ruhetag werden zu lassen.

Für die kleine Familie ist die einfachste und beste Sonntagslösung für alle Teile: hinauszufahren ins Freie, schon möglichst früh am Morgen, und den ganzen Tag draußen zu bleiben. Das läßt sich ohne große Kosten nicht etwa nur im Sommer und bei schönem Wetter machen, sondern zu allen Jahreszeiten, denn in der Natur gibt es kein „schlechtes Wetter“; man muß nur in gesundem Maße abgehärtet und entsprechend ausgerüstet sein. Auch ein Regensonnntag im Freien kann Erfrischung bieten — abgesehen davon, daß es fast nie ununterbrochen regnet — und braucht auch Kindern keineswegs Schaden zu bringen.

Kann man sich bei solchen Ausflügen leisten, wenigstens eine Mahlzeit im Gasthaus einzunehmen, so bedeutet das eine weitere erfreuliche Entlastung der Frau. Geht das nicht, so sollte der Proviant möglichst einfach gestaltet werden, damit nicht durch ein Übermaß der Koch- und Back-

aufstrennung am Samstag die Sonntagserholung wettgemacht wird. Unter andern eignet sich daher zum Mitnehmen besonders die Rohkost (s. Hausfrauenaschenkalender 1928, Franckh, Stuttgart).

Damit kommen wir auf die Essensfrage. Es scheint mir im Zusammenhang mit der gewiß nicht unbescheidenen Forderung der Hausfrau nach Sonntagruhe nicht übertrieben, wenn man die Gemohnheit, gerade am Sonntag besonders gut zu essen, als Unsitte bezeichnet. Denn es ist unvermeidlich, daß solcher Aufwand mit einem größeren Maß an Arbeit verknüpft ist, das niemand andern als der ruhebedürftigen Hausfrau zur Last fällt. Wer also unbedingt daran festhalten will, an einem Tag der Woche besser als an den anderen zu essen — es gibt genug Menschen, die auch darin auf andern Standpunkt stehen —, der wähle dafür nicht den Sonntag, sondern lieber den Samstag. Gründliches Aufräumen der Wohnung läßt sich auch am Freitag erledigen, und der für die meisten Berufe wenigstens in Großstädten übliche Wochenschluß um 1 oder 2 Uhr am Samstag ist dafür äußerst günstig. Denn dann setzt man sich zum festlichen Essen zusammen, wenn für alle die Wochenarbeit vorüber ist, und feiert damit am besten den Beginn der allen gleich notwendigen Wochepause. Wo der Familienvater auch am Samstagnachmittag zu tun hat, könnte man sich leicht dadurch helfen, daß man am Samstagmittag nur ein reichliches Gabelfrühstück nimmt und erst bei seiner abendlichen Heimkehr, also um 6 oder 7 Uhr, die den Feiertag einleitende Hauptmahlzeit aufsetzt. Auf jeden Fall läßt sich immer irgendwie eine Lösung finden, den Sonntag von aller übermäßigen Kocharbeit zu entlasten.

Kann man sich zu einem Verzicht auf das ausgiebigere Sonntagessen durchaus nicht entschließen, so wähle man wenigstens solche Küchenzettel, die sich vorwiegend am Tag vorher halb oder ganz fertigmachen lassen. Eine Zusammenstellung hierfür enthält u. a. der diesjährige Hausfrauenaschenkalender.

Außer dem Essen ist am Sonntag die größte Belastung für die Frau die Beaufsichtigung der Kinder. In einer gesunden Familie, die wirklich eine Gemeinschaft ist, wird es sich von selbst ergeben, daß der Vater sich am Sonntag mehr mit den Kindern beschäftigt, nicht nur aus Rücksicht auf die Mutter, sondern weil er ja eigentlich nur am Sonntag sich ihnen widmen kann. Auch besißt für ihn Seltenheits- und darum Abwechslungs- und Erholungswert, was für die Mutter nur Fortsetzung täglicher Anspannung wäre.

Nur wenn alles getan wird, um die Arbeit der Hausfrau auf ein äußerstes Mindestmaß herabzudrücken, wird der Sonntag oder das ausgedehntere Wochenende auch der geplagten Hausfrau die „schöpferische Pause“ bringen, die sie nur allzu notwendig braucht, und die nicht umsonst von allen Religionen gefordert wird, weil diese einmalige wöchentliche vollkommene Ruhe jedem notwendig ist als wahrer Jungbrunnen für Körper und Geist.

# Unfallverhütung in der Kinderstube.

Von Dr. Hildegard Schmidt.

Es gibt Menschen, die immer „Pech“ haben: in jedes Loch hineinfallen, sich an der geöffneten Tür den Kopf einrennen, gerade das gute Porzellan zerbrechen und bei der kleinsten Dummheit, die sie begehen, ertappt werden.

Solche Menschen scheinen vorherbestimmt, Unfälle zu erleiden, jedenfalls liefern sie einen großen Teil der Zahl, die selbstverschuldete, durch Leichtsinns und Unachtsamkeit hervorgerufene Unfälle umfaßt. Das „Pechvogeltum“ ist nun keine von der Natur unmittelbar eingepflanzte und unausrottbare Eigenschaft des Menschen, wie z. B. musikalischer Sinn oder auffallende rechnerische Begabung. Wohl hängt es zusammen

mit einer besonderen seelischen Verfassung. Ein „Pechvogel“ wird meist auf äußere Eindrücke langsamer als andere Menschen eingehen, wird sich einer ihm selbst manchmal lästigen, oft aber angenehm empfundenen Schicht der Gleichgültigkeit um seine Wahrnehmungsorgane bewußt sein. Solch eine geistige Verfassung hat ihre Vorteile: Sie gestattet, auch im größten Getriebe mehr als andere „beisich“ zu sein, gibt günstige Voraussetzungen für rege geistige Arbeit, isoliert gewissermaßen vor dem Zwielicht des Tages. Zugleich aber kann sie zur Unachtsamkeit, Gleichgültigkeit und dadurch zur allgemeinen Tolpatschkeit führen. Die guten Wirkungen der oben geschilderten geistigen Verfassung zu erhalten, die schlechten zu bekämpfen, das ist eine Frage der Erziehung.

Niemals ist es für die Menschen mehr erforderlich gewesen als jetzt, helle Augen zu haben. Die Technik hat auf allen Seiten des Lebens so kräftig ihre Zeichen geschrieben, daß schon das Kind mit mancherlei technischen Einrichtungen umzugehen lernen muß, sei es nur die Behandlung oder die Verührung des Lichtschalters, des Gasbrenners, des elektrischen Kochers, des Fernsprechers, der Nähmaschine, sei es auf der Straße die Beobachtung der Verkehrsmittel, wie Straßenbahn, Kraftwagen, sei es beim Landkind die Betrachtung der mancherlei maschinellen landwirtschaftlichen Anlagen. Es wäre falsch von der Mutter, dem Kinde Angst vor all diesen Wärme, Licht, Kraft, Arbeit spendenden Maschinen einzusößen; im Gegenteil: eine Mutter soll ihr Kind vertraut machen mit den Errungenschaften der Technik, die uns

dienen; sie soll ihm erzählen, wieviel umständlicher, mühevoller in ihrer eigenen Jugend das Wirtschaften im Hause, auf dem Felde war, und daß gar die Großmutter, als sie noch Kind war, eine Straßenbahn nicht kannte und alle Wege mühsam zu Fuß zurücklegen mußte. An diese Schilderungen aus der Zeit, „als Mutter noch klein war wie du“, Erzählungen, die jedes Kind erfreuen, kann so leicht dann der Hinweis geknüpft werden an die mancherlei Gefahren, die auch in den technischen Apparaten lauern; ein selbst erfundenes Geschichtchen von einem Kinde, das auch nicht aufpaßte und dem es darum böse erging. — Es wäre vielleicht

gar kein undankbares Beginnen, für unsere Kleinen einen neuen Struwwelpeter zu schaffen, der die Sprache unserer Kinderstuben spricht und nach der Methode unserer Bilderbücher den Zeigefinger hebt! — Den Kindern, die über jede Fußbank fallen, sich an der Tischkante stoßen, über die eigenen Beine stolpern und wie „Hans Guckindie Luft“ sich fortbewegen, ihnen muß die Mutter immer wieder Uchtsamkeit und Beobachtungsfreude einzuprägen sich bemühen; nicht nur durch weise Lehren und

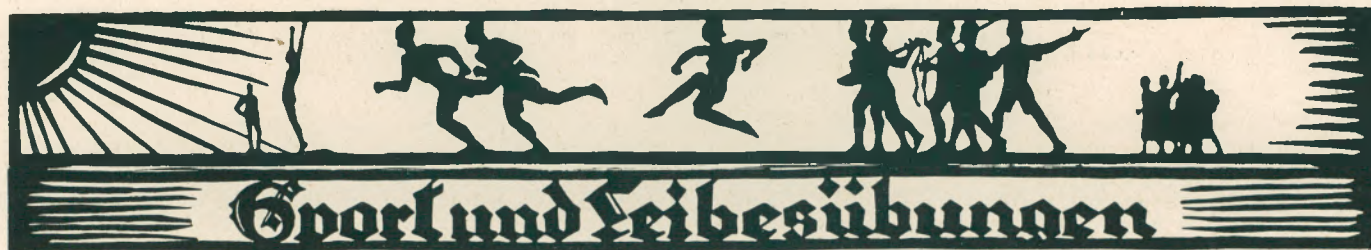


Praktischer Verkehrsunterricht in der Schule.

In einer Berliner Schule ist als neues Unterrichtsfach praktische Verkehrskunde eingeführt. Die Kinder werden mit Hilfe eines besonders dazu eingerichteten Zimmers über alle Gebiete des modernen Verkehrs unterrichtet, um einerseits den Gefahren der Großstadt ausweichen zu können und andererseits rechtzeitig allen praktischen Aufgaben des modernen Lebens sich anpassen zu lernen.

„Siehst du wohl, das kommt davon“ — das macht den kleinen Tolpatsch vielleicht vorsichtig, aber ängstlich zugleich. Besser und gründlicher wird das Kind geheilt, wird sein Wagemut ins richtige Bett geleitet, wenn die Mutter ihm zu beobachten hilft, es in der Kinderstube, auf der Straße hinweist auf dieses und auf jenes, es ausfragt nach dem, was es sieht, ihm zeigt, was es nicht gesehen hat, ihm vormacht, wie man richtig eine Straße überquert, in die Straßenbahn einsteigt, es zu beobachten lehrt, wie die Fahrzeuge auf der Straße einander ausweichen, sich einmal mit ihrem Kinde ein paar Minuten an einen der verkehrsreichen Straßenschnittpunkte stellt, mit ihm die geheimnisvollen Winkzeichen des Schupomannes studiert und erklärt, warum und wozu.

So hilft die Mutter, die Beobachtungsgabe des Kindes zu entwickeln, seine Anpassungsfähigkeit zu wecken, die Anlagen zum „Pechvogeltum“ zu bekämpfen, und schafft ihm die hellen Augen und den klaren Kopf, den ein Kind unserer Zeit braucht, um ohne äußere Unfälle durchs Leben zu kommen. (Entnommen dem Unfallverhütungs-Kalender 1928.)



## Ballspiele einst und jetzt.

Von H. Nobel.

Die Ballspiele, heute mit die wichtigsten Bestandteile neuzeitlicher Leibesübungen sowohl als Kampfspiele der Erwachsenen wie auch als reine Spiele und Vorstufe für jede ernste gymnastische Betätigung unserer Jugendlichen in den frühesten Erziehungsjahren, schauen auf ein ehrwürdiges Alter zurück. Bei unzivilisierten und zivilisierten Völkern fast der ganzen Erde waren Spiele mit dem Ball üblich, soweit überhaupt unsere Kenntnisse über diese früheren Zeiten reichen. Im klassischen Altertum bildete das Ballspiel als „Sphäristik“ oder „Sphäromachie“ einen besonderen Teil der Gymnastik. In schönster Freiheit der Bewegung finden wir es hier bei den alten Griechen. Odysseus auf seinen Irrfahrten sieht dem Ballspiele der Mädchen auf der Phäakeninsel zu. Unlässlich einer Schilderung der Ballspiele des Königs Alhinoos heißt es bei Homer so anschaulich: „Sie nehmen sogleich den zierlichen Ball in die Hände, Welcher aus Purpur ihnen von Polybos künstlich gewirkt war; Siehe, da schwing ihn einer empor zu den schattigen Wolken, Rücklings gebeugt; und der Gegner, im Sprung von der Erde sich hebend, hing ihn behend in der Luft, ehe der Fuß ihm den Boden berührte.“

Zur Zeit des Aristophanes trugen in Athen die Diener den vornehmen Kindern den Ball mit dem kostbaren Kamme nach, der zum Schmuck des beim Ballspiel aufgelösten Haars diente. Wie bei den Griechen, so bildete das Ballspiel auch bei den Römern einen Hauptteil der Gymnastik. Große Freunde des Spieles waren Dionysos, Scävola, Julius Cäsar und Octavianus. Sogar die Chinesen hatten ein ähnliches, ihrer Bequemlichkeit angepasstes Ballspiel. Sie warfen einen runden Sack, der mit Sand gefüllt und mit einer Schnur an der Decke befestigt war, einander zu. So sparten sie sich allerdings die Mühe des Bückens beim Nichtfangen.

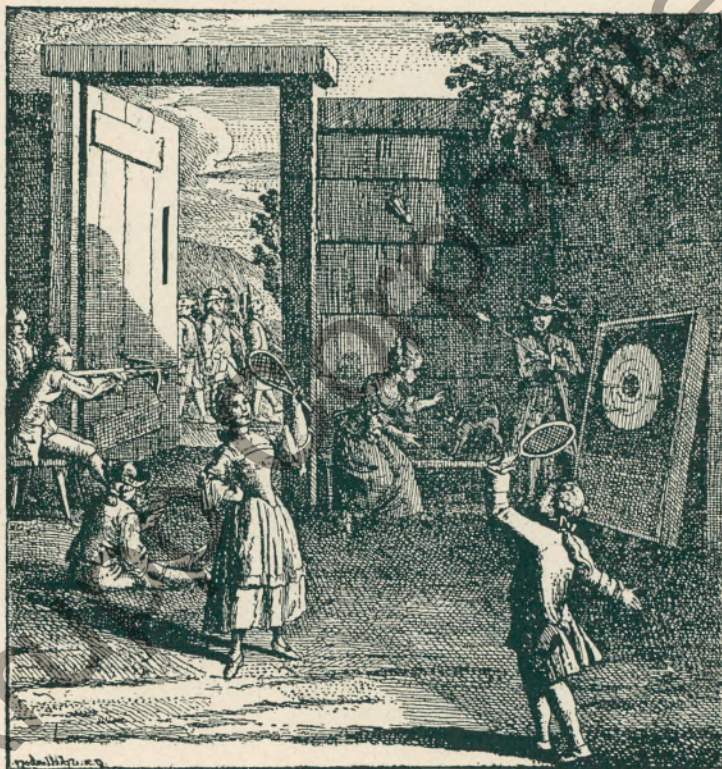
Im Mittelalter stand das Ballspiel so in Ehren, daß man in Deutschland, Frankreich und Italien besondere „Ballhäuser“ (wie heute Billardsäle) erbaute und eigene „Ballmeister“ (damals kam man ohne das „vornehme“ Fremdwort Trainer aus) besoldete. Eben solche Ballhäuser fanden die

Entdecker Amerikas in Mexiko vor. Gerade um diese Zeit stand das Ballspiel in der für uns damals so neuen Welt in höchster Blüte. Besonders die alten Kulturvölker in Mexiko und Zentralamerika betrieben das Spiel mit Eifer und Geschick. Adel und Könige nahmen daran teil; bei religiösen Feierlichkeiten durfte das Ballspiel nie fehlen. Noch jetzt sind Ballspiele, auch bei Jackelschein, unter den Indianern des Westens in Übung.

Ganz auffallend sind auch die bestimmten Beziehungen und Ähnlichkeiten zwischen den gleichen oder ähnlichen Spielen bei vielen Völkern. Als Beispiel diene nur: Das Schlagen der Kugeln auf ebener Bahn durch einen Eisenring hieß im Deutschen das „Durch-die-Kloosporthe-Schlagen“. Im Wämsischen wird daraus „closen, clotten“. In Norddeutschland war bis vor nicht allzu langer Zeit die „Kliese“ ein Holzbau, der zu Ostern herkömmlich von Gesellschaften geschlagen wurde.

Die regste Pflege haben die Ballspiele im 19. Jahrhundert in England und auch in Nordamerika gefunden, und zwar als sportlich ausgeprägte Kampfspiele, wie Fußball, Cricket, Tennis, Baseball, Golf. Seit Ausgang des 19. Jahrhunderts kannten diese Länder schon Berufsspieler.

In Deutschland erfuhren die Ballspiele — seit der



Ballspiel und Schießen mit der Armbrust.

Kupferstich von J. R. Schellenberg (1773). München, Kupferstichkabinett.

Epielbewegung an den Schulen überhaupt, die 1882 durch ausdrückliche preussische Ministerialverordnung einsetzte — eine ganz besondere Pflege: zunächst das mit Laufen und Werfen verbundene Schlagballspiel und der Schleuderball sowie der aus Italien stammende Handball. Aus England wurden bei uns dann der Fußball und alle Stockbälle, wie Cricket, Hockey, Tennis und Golf, übernommen.

Betrachtet man heute den Stand und Umfang der Ballspiele in Deutschland, so ist grundsätzlich zu unterscheiden zwischen Spiel und Sport. Im allgemeinen erfordern alle Ballspiele Geschicklichkeit, Schnelligkeit, richtiges Augenmaß und genau abwiegende Kraft der Arme oder der Beine. Um dem Fluge des Balles folgen zu können, wird das Auge des Spielers nach oben gerichtet und dadurch gleichzeitig die Wirbelsäule abwechselnd rückwärts, vorwärts und seitwärts in Tätigkeit gesetzt. Die Muskulatur des ganzen Organismus

ist beim Schlagen und Fangen des Balles nötig. Daher erfreuen sich die Ballspiele bei unserer Jugend in Schule und Freistunden ewig junger Beliebtheit. Vereinigt doch das Ballspiel die wesentlichen Momente des Hasche- und Gangspiels, fügt die Wurfertigkeit hinzu und zeichnet sich vor den übrigen Spielen durch den beständigen Wechsel des Interesses und der Gruppierung aus. Nur bewahre man die Jugend in den ersten Schuljahren vor dem Sportspiel mit seinen starren, festen Spielregeln. Reich und unerschöpflich ist der Born der alten deutschen Jugendballspiele.

Wie gewaltig heute der Umfang ist, den die Ballspiele als Kampfsport bei Turnen und Sport angenommen haben, mögen einige Zahlen zeigen. Allein der Deutsche Fußball-Bund zählt rund 6600 Vereine mit 836 000 Mitgliedern, die außer Fußball auch Handball eifrig betreiben. Hinzu kommen die etwa 3000 Vereine der reinen Rugby-, Tennis-, Hockey- und Hockeyspieler mit ihren 110 000 Mitgliedern.

Auch die Deutsche Turnerschaft mit ihren 12000 Vereinen und 1 900 000 Mitgliedern zählt wohl keinen Turner in ihren Reihen, der nicht irgendein Ballspiel neben seinem Turnen pflegt, meist Handball, Schlagball, Schleuderball und Faustball. Das sind allein schon fast 3 Millionen Deutscher, die Ballspiele betreiben. Nochmals 3 Millionen Ballspieler stellen aber noch der Deutschathletik-Verband und der Arbeiter-Turn- und Sportbund. Den Löwenanteil nimmt der König Fußball für sich in Anspruch. Ihm folgt als Zweiter der Handball, der wohl stark im Zunehmen begriffen ist, sich aber bei weitem nicht der Beliebtheit erfreut, die diesem vornehmen

Bruder des Fußballs zukommt. Eine Zuschauermenge von 10 000 oder 20 000 Menschen, wie sie beim Fußball keine Seltenheit ist, wird vorerst nie ein Handballspiel auf die Beine bringen. Schleuder-, Faust- und Schlagball gedeihen ohne vielen großen Lärm im ernstesten, meist stillen Spielbetrieb der Turner, Jugendkrieger, Jugendverbände und Schulen, obwohl alle drei Spiele an interessanten Abwechslungen und sportlich

schönen Momenten dem Fußball in Wirklichkeit gar nichts nachstehen.

Eine ganz merkwürdige Erscheinung ist es, daß der Baseball, Amerikas Nationalspiel, auf deutschem Boden nicht Fuß fassen kann, während Golf, Cricket, Hockey und Tennis, ebenfalls ausländische Sportspiele, sich bei uns durchsetzen konnten. Die Ausübung der letztgenannten Spiele, die einerseits erhebliche geldliche Kosten für den Spieler voraussetzen, andererseits größere Anforderungen an das Gefühl und Verständnis für sportliche Feinheiten stellen, werden wohl nie zum Massensport werden. Daran wird auch

das Bestreben des Arbeitersports letzten Endes scheitern, dem „weißen“ Sport, dem Tennis, seine Sonderstellung zu nehmen.

Eine solche Verallgemeinerung und Gleichmachung sind ja auch nicht der Endzweck und das wirkliche Endziel der Ballspielbewegung überhaupt. Mehr als bei jeder anderen Art der Gymnastik verlangt das Ballspiel persönliche Eignung, bedingt naturgemäß finanzielle und ideelle Voraussetzungen, die unsere Ballspiele vor dem Schicksal der Schaustücke bewahren und sie im Sinne der Volkserziehung und des Volkstums bei gesundem Leben erhalten.



Einst: Ballschlagen im Ballhaus mit Restrock, Wespentaille und Perücke.

Kupferstich von Schleuen nach D. Chodowiecki (1726—1801). München, Germanisches Museum.



... und jetzt: Die Frauenriege der Deutschen Hochschule für Leibesübungen beim Ballspiel. Photorhef.



## Schach e t t e.

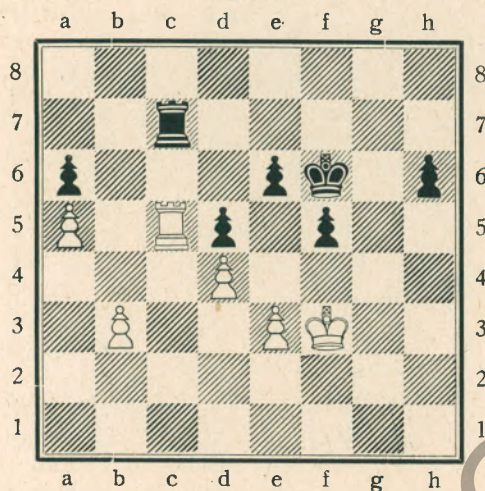
Bearbeitet von Heinz Vollmer.

### Aufgabe Nr. 32.

Endspielstudie.

Wie sehr gerade in Endspielen der Gewinn einer Partei oft durch einen unbedachten Zug hinfällig wird, zeigt ein lehrreiches Endspiel aus einem englischen Turnier.

Bird.



Linsley.

In dieser Stellung zog Schwarz (am Zuge)

50. . . . Tc7—b7.

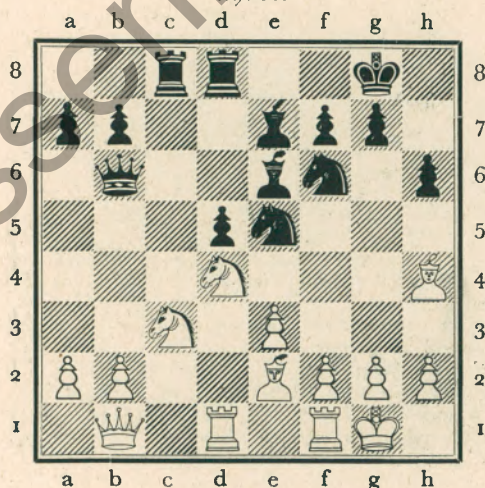
Daraufhin wurde die Partie nach einigen weiteren Zügen remis. Wie jedoch mußte Schwarz statt dessen ziehen, um die Entscheidung in wenigen Zügen für sich zu erzwingen?

Auf die richtigen Lösungen dieser Aufgabe sind wir gespannt.

### Partienschluß.

Als Gegenstück dieser verfehlten Gewinnfortsetzung bringen wir ein glänzendes Gewinnspiel, das aus den Partiestellungen nicht ohne weiteres ersichtlich ist.

Thues.



Rubinstein.

Stellung der Steine:

Weiß: Kg1; Db1; T(2) d1, f1; L(2) e2, h4;

S(2) e3, d4; B(6) a2, b2, e3, f2, g2, h2; [14].

Schwarz: Kg8; Db6; T(2) e8, d8; L(2) e6, e7;

S(2) e5, f6; B(6) a7, b7, d5, f7, g7, h6; [14].

Offenbar ist die schwarze Stellung vorläufig unerschütterlich, und deshalb nahm der polnische Großmeister als Weißer zu einer tückischen, weit berechneten List seine Zuflucht. Es geschah:

18. Sd4—f5

18. Le6×Sf5

19. Db1×Lf5

19. Db6×Bb2?

Ein schwerer Fehler, wie sich gleich zeigt.

20. Df5×Se5

20. Le7—d6

21. De5—d4

21. Db2×Se3

22. Lh4×Sf6!

Die Pointe. Damit hat Weiß

durch das Bauernopfer sein Ziel, die Zerkümmung des feindlichen Königsflügels, erreicht.

22. Bg7×Lf6

23. Dd4—g4+

23. Kg8—h8

24. Dg4—h5

24. Kh8—g7

25. Td1—d4!

25. Td8—h8

26. Dh5×Bd5

26. Te8—e6

27. Le2—e4

27. Th8—f8

28. Td4—g4+

28. Kg7—h8

29. Dd5—h5. Jetzt wird's tragisch!

29. Ld6×Bh2+

Vergewissung!

30. Kg1×Lh2 und Schwarz gab nach einigen Zügen den vergeblichen Kampf auf. Ein Musterbeispiel zwingender Einkreisung!

### Lösung der Aufgabe Nr. 30.

(5#.)

Weiß: 1. Bd6—d7

Schwarz: 1. Bb7—b6

2. Bd7—d8 T

2. Be4—e3

I. 3. Td8—d3

3. Bh4—h3

4. Td3—e3!

4. Tb2×e2 bzw. b3

5. Te3×e2 bzw. b3 #

II. 1. . . .

1. . . .

2. Bd7—d8 S

2. Bh4—h3

3. Sd8—e6

3. Be4—e3

4. Se6—d4 und matt auf b3 bzw. e2.

Erfolgt die Verwandlung in einen Läufer, so Ld8—h4—e1 mit Zwangsspringerabzug.

Von dieser selten schönen Aufgabe erhielten wir nur zwei richtige Lösungen!

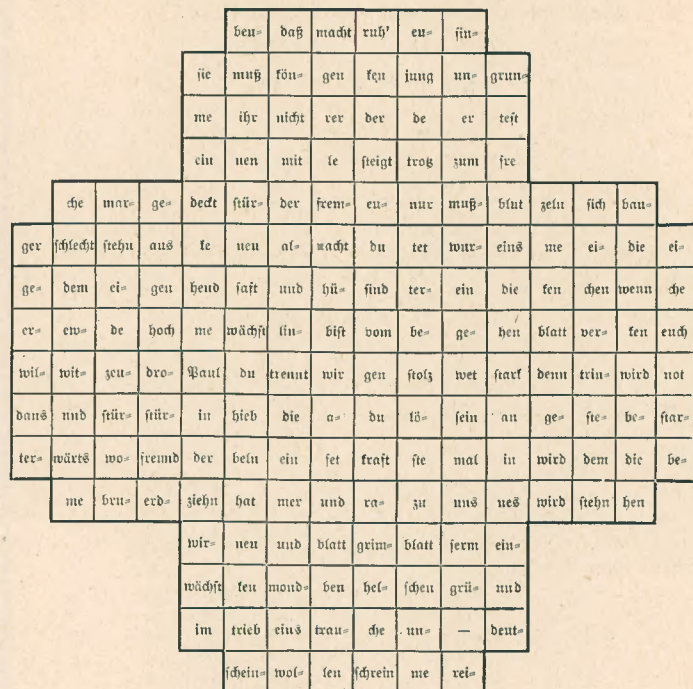
Die letzte Seite  
hat jedem Leser etwas zu sagen.  
Darum beachte  
die letzte Seite!

## Rätsellecke.

### Rösselsprung.

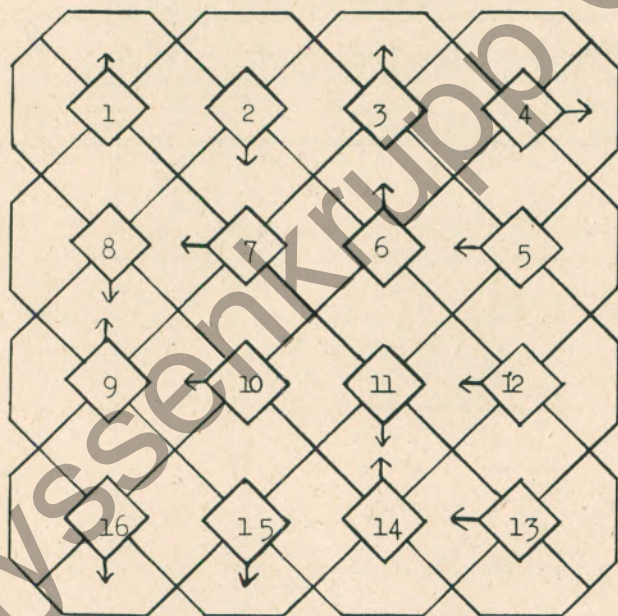
Den im Weltkrieg Gefallenen gewidmet.

Von G. Flechsig, Dortmunder Union, Abt. Brückenbau.



### Kreiswort-Rabenrätsel.

Von Thea Kraas, Freienohl.



In jedes der weißen Felder kommt ein Buchstabe. Die einzelnen Wörter beginnen im Feld mit dem Pfeil und drehen in Uhrzeigerichtung um das Nummernfeld, aus dem der Pfeil kommt. Die Wörter bedeuten: 1. Bund. 2. Gesteinsart. 3. Pflanze. 4. Vogel. 5. Teil eines Flußbettes. 6. Körperteil. 7. Wagnersche Frauengestalt. 8. Ackergerät. 9. Tier. 10. Nebenfluß des Rheines. 11. Handwerkzeug. 12. Baum. 13. Biblischer Name. 14. Feldherr. 15. Weiblicher Vorname. 16. Hausgerät.

XI/45

## Silbenrätsel.

Von G. Flechsig, Dortmund.

Nachstehende 38 Silben ergeben in richtiger Reihenfolge 16 Wörter, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide Reihen von oben nach unten gelesen, eine Bitte der Schriftleitung enthalten.

ba - be - be - bi - dak - dan - ded - deh - der - ei - ei - eil - en - ern - fein - gold - hu - lau - lus - ma - mar - mel - min - ner - ni - o - ra - rab - se - se - stow - te - ter - tik - ty - u - ve - wu

Die Wörter bedeuten: 1. Ostseebad. 2. Frohe Zeit. 3. Geistlicher. 4. Asiatische Kunst. 5. Stadt in Ostpreußen. 6. Festgesetzter Zeitpunkt. 7. Legierung. 8. Mohammedanischer Fasttag. 9. Reptil. 10. Nachtvogel. 11. Griechische Sagenfigur. 12. Deutscher Dichter. 13. Großfunkstation. 14. Versmaß. 15. Baum. 16. Raubtier.

## Denkecke.

### Die Frage mit den hundert Vögeln.

Von Josef Biera.

Ein Mann ging an einem Baum vorbei und sah Vögel in den Zweigen sitzen. „Friede sei mit euch, ihr hundert Vögel!“ sagte er. Die Vögel antworteten: „Wir sind nicht hundert Vögel. Es fehlen noch ebenso viele, wie wir sind, und die Hälfte davon und ein Viertel. Und du mußt dich auch noch dazuzählen, dann erst ist das Hundert voll!“

Wie viele Vögel waren es nun?

Dieses Rätsel geben sich die Basuaheli-Afrikaner auf. Ihr seht, es sind kluge Leute, denn die Lösung ist gar nicht so leicht. Oder doch?

### Wie heißt die Stadt?

Auf der Veranda eines Landhauses im Villenviertel einer großen Hafenstadt führen zwei Freunde folgendes Gespräch.

„Welche unerträgliche Hitze heute!“

„Kein Wunder, wir schreiben ja auch den 21. Dezember.“

„Ja, es ist wahr, in drei Tagen ist Weihnachten. Wo wirst du heuer deinen Urlaub verbringen?“

„Ich gehe nordwärts in die Tropen; ich liebe die Wärme und die kräftigen Farben — und du, was hast du für Pläne?“

„Ich hab' genug von dieser Backofentemperatur! Ich fahre weit hinaus nach dem Süden, vielleicht bis zur Packeisgrenze. Übrigens — wann bist du eigentlich von deinem Ausflug zurückgekommen?“

„Mein Schiff fuhr gestern bei Tagesanbruch hier in den Hafen ein. Es war prachtvoll, wie gerade die Sonne über dem Atlantik aufging!“

„Ja — und jetzt steht sie gerade senkrecht über unserem Haus. Auf den Straßen ist es kaum auszuhalten: nicht einmal die Plakatpfeile dort drüben werfen den geringsten Schatten!“

„Richtig — es ist gerade Mittag und ich muß eilen. Auf Wiedersehen heute abend!“

„Auf Wiedersehen!“

In was für einer Stadt wohnen die beiden?

(Aus dem Jugendbuch „Durch die weite Welt“, Francksche Verlagsabteilung.)

### Auf den Zahn gefühlt.

Dinge, die man wissen — sollte.

1. Welches ist das größte Steinkohlegebiet Europas?
2. Woraus besteht der menschliche Körper in der Hauptsache?
3. Welcher Orden wird an einer ungewöhnlichen Stelle getragen?
4. Welcher europäische Staat wird mit der Abkürzung E. E. R. bezeichnet?
5. In welchem europäischen Lande ist die Währung nicht nach dem Dezimalsystem eingerichtet?
6. Was ist ein Tschernobyl?
7. Wieviel wiegt ein Liter Wasser bei 4 Grad Celsius?
8. Wann beginnt die Neuzeit?
9. Welches ist die größte deutsche Insel?
10. Was ist ein Abt?

(Aus: Frag' mich was! Ein Frage- und Antwort-Buch. G. P. Tal-Verlag, Leipzig.)

## Lösungen der Rätsel in Heft 10.

### Rösselsprung.

Erscheint dir etwas unerhört, bist du tiefsten Herzens empört,  
Bäume nicht auf, versuch's nicht mit Streit,  
Berühr' es nicht, überlaß es der Zeit!  
Am ersten Tag wirfst du feige dich schelten,  
Am zweiten läßt du dein Schweigen schon gelten,  
Am dritten hast du's überwunden:  
Alles ist wichtig nur für Stunden.—  
Ärger ist Zehrer und Lebensvergifter,  
Zeit ist Balsam und Friedensstifter.

Theodor Fontane.

### Schicksal?

Brust. Brest.

### Altgermanisches.

Mut. Met.

### Sportsilbenrätsel.

- |               |                |                |                |
|---------------|----------------|----------------|----------------|
| 1. Paolino.   | 6. Martinetti. | 11. Murchison. | 16. Wido.      |
| 2. Ensel.     | 7. Sandvina.   | 12. Borotra.   | 17. Pelzer.    |
| 3. Luneh.     | 8. Ballangrud. | 13. Nussen.    | 18. Archibald. |
| 4. Froisheim. | 9. Mieth.      | 14. Derichs.   | 19. Ozmella.   |
| 5. Daviscup.  | 10. Nurm.      | 15. Linart.    | 20. Oppenheim. |
- Olympiade in Amsterdam.

## Silbenrätsel.

- |                  |                |                |                |
|------------------|----------------|----------------|----------------|
| 1. Engelbert.    | 5. Vereifung.  | 9. Narde.      | 13. Matter.    |
| 2. Salamander.   | 6. Zeltow.     | 10. Mandoline. | 14. Dufaten.   |
| 3. Zehremeister. | 7. Denunziant. | 11. Alligator. | 15. Imitation. |
| 4. Delbäume.     | 8. Ebene.      | 12. Novelle.   |                |

Es lobt den Mann, die Arbeit und die Tat.  
(Dortmunder Verwaltungsgebäude der Vereinigten Stahlwerke A.-G.)

### Wer findet den neuen Kopf?

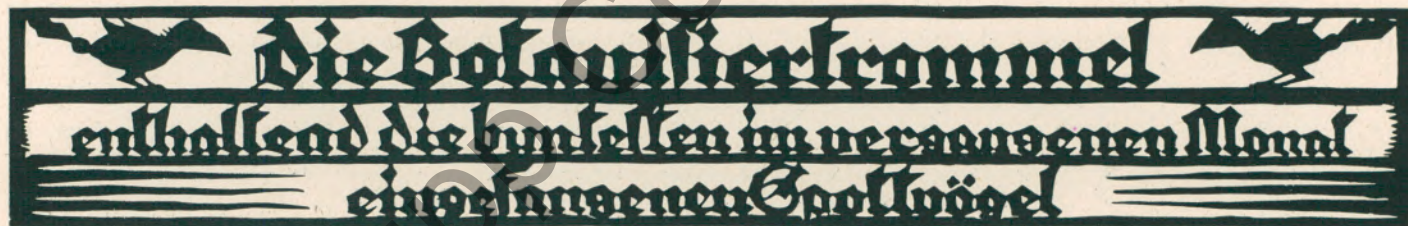
Das Ergebnis der Preisfrage in Heft 8.

Um das Ergebnis vorwegzunehmen: Wir haben uns nicht entschließen können, aus der Fülle der „Köpfe“, die sich aus Anlaß der Preisfrage auf unserer Schriftleitung vorstellten, irgendeinen zu „adoptieren“, trotzdem das Angebot über Erwarten groß war.

Leider befand sich nicht ein einziger darunter, der der gestellten Forderung: den Inhalt unserer Rätseldecke (Schach, Rätsel und Denkaufgaben) kurz und schlagkräftig zu umreißen, entsprochen hätte und gleichzeitig „angenehme Umgangsformen“ besaß. Die meisten Einsender hatten sich von dem ursprünglichen „Denksport“ nicht frei machen können und lediglich die erste oder die zweite Silbe durch einen ähnlichen Begriff ersetzt. Auf diese Weise entstand ein Gewimmel von Denkkunst, Denkkost, Denkschule, Denkwarte, Denkgarten, Denkkraftübung (!), Denkbewegung, Denkstadion (!) einerseits und Gedächtnissport, Gräbelsport, Gedankenflugsport, Hirnsport und Gehirnsport auf der anderen Seite.

Dazu kamen, teilweise von fünf bis sechs Einsendern übereinstimmend, u. a. „Denker-Speisen“, „Gehirnrobustik“, „Gedankendrill“, „Geistesmühle“, „Gedankentraining“, „Gehirngymnastik“, „Geistesgymnastik“, „Denkgymnastik“ in Vorschlag, so daß sich bei der Prüfungskommission schließlich Zwangsvorstellungen von Kniebeugenden, müllernden und rad-schlagenden Gehirnen einstellten.

Am treffendsten erschienen uns fünf Vorschläge: „Denkecke“, „Denk-übungen“, „Raten und Denken“ sowie — beide recht originell — „Der Nussknacker“ und „Kopfnüsse“, die wir vorläufig unverbindlich zur engeren Wahl gestellt haben. Vor unserer endgültigen Entscheidung möchten wir aber nochmals unser Glück versuchen und wiederholen daher die Ausschreibung unter den in Heft 8 genannten Bedingungen. Endtermin: 10. Dezember 1927.



Karlchen muß nachsagen, und der Lehrer läßt ihn in der Stunde allerhand kleine Aufräumarbeiten verrichten. „Sieh mal an, mein Junge, wie nett du sein kannst; warum bist du nicht in den Schulstunden so?“ sagt der Lehrer.

„Denken Sie, Herr Peters, dasselbe habe ich gerade eben von Ihnen gedacht“, erklärte Karlchen strahlend. (Berl. Zll.)

Dem Chefarzt des Krankenhauses fällt es eines Tages auf, daß der Inhalt der großen Weingeistflasche im Operationsaal stärker abgenommen hat, als es dem chirurgischen Verbrauch entspricht. Er stellt seine Diagnose auf „innere Anwendung durch das Personal“ und hängt an die Flasche einen Zettel mit der Aufschrift: Methyalkohol! Gefahr der Erblindung! Am anderen Morgen fehlt wieder etwas, doch nur halb soviel wie beim ersten Male. Auf dem Zettel aber steht geschrieben: „Ein Doge riskier' ich!“ (Frankf. Ztg.)

Der gute Geruch.

Ein Lehrer behandelt eben die Sinnesorgane und erklärt, daß die Tiere oft schärfere Sinne hätten als die Menschen. Er fragt nun: „Wer sieht besser als der Mensch?“ — „Der Adler.“ — „Wer hört besser?“ — „Die Katze.“ — „Wer riecht besser?“ — Ein Zeigefinger hebt sich schüchtern: „Das Weilschen!“

Übertrumpft.

„Ich habe unter demselben Chef zwanzig Jahre gearbeitet.“  
„Das ist gar nichts. Ich feiere nächste Woche meine goldene Hochzeit.“

Mariechen muß in der Schule den Sündenfall nacherzählen.

„Ja, also Eva eßte mit Adam von dem verbotenen Baume.“

Lehrerin: „Aß —“

Mariechen wiederholt: „Und Eva eßte mit Adam von den verbotenen Äpfeln.“

Die Lehrerin, wiederum verbessernd: „Aß.“

Mariechen: „Und Eva — das Aas — eßte mit Adam von den verbotenen Äpfeln, die doch die Herrgotts für sich brauchen und einmachen wollten. Als das der liebe Gott sah, rief er ergürnt: Nun aber raus aus die Anlagen!“ (Köln. Illustrierte.)

Im Zoo.

Der kleine Max im Zoologischen Garten vor dem Elefanten: „Bati, sind das die Tiere, die man aus Mücken macht?“ (Wochenchau.)

Entschuldigungszettel.

„Lilbes Freilein will verzeihen das meine Tochter heut nich inschule kommt, sie bricht Ungeheuer.“ (Köln. Illustrierte.)

# Büchermarkt.

Mussolini, Lebensgeschichte. Nach autobiographischen Unterlagen von Margherita G. Sarfatti. Deutsche Ausgabe von Alfred M. Balte im Verlag Paul List, Leipzig. Vielleicht hat Margherita Sarfatti zu lange und zu nahe unter dem Eindruck der Persönlichkeit Mussolinis gestanden, um nicht die Sachlichkeit von der Bewunderung trüben zu lassen. Trotzdem, das Buch besteht zum großen Teil aus autobiographischen Angaben, und diese genügen allein, die Bedeutung des Mannes Mussolini erkennen zu lassen. Der Deutsche darf an diesem Manne und seinem Werke, dem Faschismus, nicht vorübergehen, darf sich selbst von den antideutschen Äußerungen in diesem Buche nicht irremachen lassen. Er kann es nicht, denn er sieht, wie Mussolini sein inneres Wachsen dem geistigen Einfluß deutscher Männer (Schopenhauer, Nietzsche, Marx, Schiller, Platen, Klopstock) verdankt, und seine Ablehnung deutschen Wesens erscheint als versteckte Bewunderung. Klare Erkenntnis der Verhältnisse im heutigen Italien, wie sie dieses Buch vermittelt, muß auch dem Antifaschisten im Interesse der Annäherung beider Völker willkommen sein. — Mussolinis Forderung an die Italiener, nationalbewußt zu sein, hat uns viel zu sagen. Was er von seinem Volke verlangt, will er den deutschen Minderheiten in Südtirol nicht zugestehen. — Dieses Buch hat in Deutschland seinen Zweck erfüllt, wenn es uns wachruft, den gefährdeten Deutschen in den Grenzlanden in ihrem Kampf um die Nationalität helfend zur Seite zu stehen. Und wenn Mussolini, wie es das Buch uns darstellen will, nicht nur die große Persönlichkeit, sondern auch der kluge Staatsmann ist, dann wird er den zähen Widerstand der deutschen Minderheiten in Südtirol anerkennen und, Recht vor Gewalt setzend, die Hand zur friedlichen Zusammenarbeit reichen müssen. — Wenn dieses Buch auch dazu helfen könnte, so hätte es seinen Zweck wahrhaft erreicht.

Stuttman, Ferdinand: Deutsche Schmiedekunst. Bd. 1: Mittelalter. Mit 53 Lichtdrucktafeln und 11 Textbildern. München, Delphin-Verlag (1927). Folio. In Mappe 45 RM. Der vorliegende erste Teil des aus fünf Mappen berechneten Gesamtwerkes gibt einen Überblick über die wichtigsten Erzeugnisse der hoch-

entwickelten mittelalterlichen Schmiedekunst in Deutschland. Die ersten 17 Tafeln bringen Darstellungen von Türbeschlägen, darunter einer primitiven, auf sächsischem Boden entstandenen Arbeit. Die nächste Gruppe der Tafeln berücksichtigt die Schreine, Truhen und Schränke, die mit ihren großen Flächen den mittelalterlichen Künstlern ein fruchtbares Betätigungsfeld boten. Dann folgen die Türklopfer, Türringe, Türgriffe und Schloßbleche, Kleinkunstarbeiten auf dem Gebiete der Schmiedetechnik, die an Wirkung den Erzeugnissen der Edelmetalltechnik nichts nachstehen. Die Gitterwerke füllen eine weitere Tafelgruppe und sind durch eine Reihe prächtiger Werke des 14. und 15. Jahrhunderts aus Mitteldeutschland, Hessen, Bayern und Tirol vertreten. Den Beschluß machen die Leuchter, und zwar Kronleuchter, Armleuchter und Standleuchter.

Die glückliche Hand des Bearbeiters hat eine Auswahl aus der reichlichen Fülle des vorhandenen Stoffes getroffen, die eine gute Übersicht über die Leistungen der mittelalterlichen Schmiedetechnik vermittelt. Daneben muß die über jedes Lob erhabene Wiedergabe der einzelnen Stücke besonders hervorgehoben werden. Nirgendwo ist Gewalt angewandt worden, sondern jedes Werk ist pfleglich und liebevoll behandelt und wirkt nur durch sich selbst.

Nun noch einen Vorschlag, den der Verfasser vielleicht bei einer Neuauflage berücksichtigen könnte. In dem beigegebenen Textteil wird die Technik der mittelalterlichen Schmiedekunst nur sehr kurz geschildert. Es wäre zu wünschen, daß gerade in einem solchen Werk, das ein Bild der Entwicklung der gesamten deutschen Schmiedekunst bis zur Moderne geben soll, auch die technologische Seite etwas ausführlicher zur Darstellung gelangt. So könnte beispielsweise dargestellt werden, wie der mittelalterliche Schmied aus einem Stab oder Kolben ein Blatt, eine Blume, eine Nase oder dgl. herausarbeitet. Die Schwierigkeiten in der Behandlung des Werkstoffes machen einen eisernen Gegenstand ebenso wertvoll wie einen solchen aus edlerem Metall. Aber man muß dem Beschauer die Schwierigkeiten der Bearbeitung vor Augen führen, man muß ihm den Künstler bei der Arbeit zeigen. Dann werden die Leistungen unserer Vorfahren auf ein Zeitalter der Maschine die Achtung erfahren, die ihnen zukommt. H. D.

## Inhaltsverzeichnis.

(Heft 11, November 1927, Jahrgang VII.)

|                                                                                                   | Seite |                                                                                                                                                                                                                    | Seite |
|---------------------------------------------------------------------------------------------------|-------|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------|
| Die Nationalisierung in der Wirtschaft . . . . .                                                  | 1—4   | Die Dankeschuld. Gedicht von Walter Fler . . . . .                                                                                                                                                                 | 31    |
| Das Verwaltungsgebäude der Dortmunder Union (Vereinigter Stahlwerke Aktiengesellschaft) . . . . . | 3     | Der Toten Gedenken . . . . .                                                                                                                                                                                       | 32    |
| „Die Staaten.“ Fünf Querschnitte.                                                                 |       | Das Kraftwerk am Channon. Von A. Stolz . . . . .                                                                                                                                                                   | 33—35 |
| Amerika ist anders. Von Dr. A. Rundt, Wien. (Ill.) . . . . .                                      | 5     | Unzufriedenheit im Beruf. Von P. Hoche . . . . .                                                                                                                                                                   | 36—37 |
| Amerika in der Weltwirtschaft. Von Dr. O. Ault. (Ill.) . . . . .                                  | 6—7   | Technische Gedenktage . . . . .                                                                                                                                                                                    | 37    |
| Vorbildliches vom Verkehr in Nordamerika. Von Dr. E. Schulze. (Ill.) . . . . .                    | 8—9   | Zeit im Bild . . . . .                                                                                                                                                                                             | 38—39 |
| Als Kontoristin in Newyork. Von Hedwig Jäger. (Ill.) . . . . .                                    | 10—11 | Hausfrauenerholung. Von Dr. E. Meyer. . . . .                                                                                                                                                                      | 40    |
| Arbeitsverhältnisse in Amerika. Von Dr. jur. F. Tänzler . . . . .                                 | 12—13 | Unfallverhütung in der Kinderstube. Von Dr. H. Schmidt. (Ill.) . . . . .                                                                                                                                           | 41    |
| Schiff in Not! Roman von Lu. Wolbehr. (9. Forts.) . . . . .                                       | 14—17 | Ballspiele einst und jetzt. Von A. Nobel. (Ill.) . . . . .                                                                                                                                                         | 42—43 |
| Herbst. Holzschnitt . . . . .                                                                     | 15    | Echad und Käsel . . . . .                                                                                                                                                                                          | 44—46 |
| Moderne Porträtfotographie. Von R. van Nieschoten. (Ill.) . . . . .                               | 18—21 | Die Botanisiertrommel . . . . .                                                                                                                                                                                    | 46    |
| Hamborn, die Thyssen-Stadt. Von Dr. A. Rundt, Wien. (Ill.) . . . . .                              | 22—23 | Büchermarkt . . . . .                                                                                                                                                                                              | 47    |
| Astronomisches vom November. Von Prof. E. Hülshöpper . . . . .                                    | 24    | Inhaltsverzeichnis . . . . .                                                                                                                                                                                       | 47    |
| Der Wiederaufbau der deutschen Polarforschung. Von Dr. Oskar Liskowsky. (Ill.) . . . . .          | 25    | Kunstbeilage: Rück Erinnerung g. Radierung von Prof. Jos. Uhl, München.                                                                                                                                            |       |
| Eisboote im Eismeer. Von Dr. Grotewahl. (Ill.) . . . . .                                          | 26—27 | Schaubilder aus Wirtschaft und Politik:                                                                                                                                                                            |       |
| Die Stahlfeder. Erzählung von M. R. Böttcher . . . . .                                            | 28—29 | Die Trockenlegung des Zuydersees . . . . .                                                                                                                                                                         | 36    |
| Hindenburg-Plakette . . . . .                                                                     | 29    |                                                                                                                                                                                                                    |       |
| Rückkehr in die Heimat. Von W. Hofmeier . . . . .                                                 | 30—31 | Das Original der auf Seite 29 abgebildeten Hindenburg-Plakette in Eisenkunstguß (Größe 11 x 16 cm) ist zum Preise von 3 RM. auschl. Porto und Verpackung durch das Lauchhammerwerk, Lauchhammer, Sa., zu beziehen. |       |
| Heerstraße. Gedicht von Walter Fler . . . . .                                                     | 30    |                                                                                                                                                                                                                    |       |

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf. Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — „Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Breite Straße 28, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte mit zweifarbigem Umschlag) 12 RM., Einzelheft 1,20 RM. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. — Beamte, Angestellte und Arbeiter der zu den Vereinigten Stahlwerken gehörenden Betriebe erhalten „Das Werk“ zu nachstehenden Vorzugspreisen: Hefte mit zweifarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 8 RM., Einzelheft 80 Pf.; Hefte mit einfarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 6 RM., Einzelheft 50 Pf., zuzüglich Porto und Verpackung. — Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrganges werden auf Wunsch nachgeliefert. — Für unverlangt eingelangte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich in Düsseldorf, Breite Straße 28, wohin alle Mitteilungen zu richten sind.

Fernsprecher: Sammelnummer-Ortsverkehr 13000, Fernverkehr 23000 (Vereinigte Stahlwerke), Nebenstelle 500.

# Januar 1928 beginnt der neue Jahrgang!

Das ständige Anwachsen der Bezieherzahl im letzten Jahre hat gezeigt, daß das Urteil unserer Leser mit der Ansicht der Tagespresse übereinstimmt:

„... eine der besten Kulturzeitschriften, die wir augenblicklich in Deutschland haben.“

Wer die Entwicklung der letzten Jahrgänge aufmerksam verfolgt hat, wird eine langsame, aber stetige Verbesserung des Inhalts, vor allem im Bilderschmuck, festgestellt haben — eine natürliche Auswirkung der zunehmenden Erhöhung unserer Auflage. Wir danken unseren Lesern für das Interesse, das im letzten Jahre in zahlreichen Zuschriften und Angabe neuer Bezieher zum Ausdruck gekommen ist, und bitten, uns noch mehr als bisher bei der Gewinnung neuer Leser zu unterstützen.

Wirbt jeder einzelne Bezieher auch nur einen einzigen neuen Freund, so bedeutet dies für „Das Werk“ eine Verdoppelung der Auflage und für die „Werk“-Leser einen unmittelbaren Gewinn in Gestalt einer Verbesserung der Ausstattung unserer Monatschrift.

Um unserem Dank für tatkräftige Unterstützung Ausdruck zu verleihen, haben wir

## Prämien für erfolgreiche Werbung

ausgesetzt.

Jeder „Werk“-Leser, der einen neuen Jahresbezieher wirbt, hat nach eigener Wahl Anspruch auf einen Sonderdruck nachfolgender im „Werk“ veröffentlichter Kunstbeiträge. Wer also vier neue Bezieher wirbt, kann in den Besitz der ganzen Serie gelangen.

1. Rückerinnerung. Radierung von Prof. J. Uhl.  
(VII. Jahrg. Heft 11. Bildgröße 20×14 cm, Kartongröße 32×25 cm.)
2. Hindenburg. Radierung von H. J. Joest.  
(VII. Jahrg. Heft 10. Bildgröße 15×20 cm, Kartongröße 25×32 cm.)
3. Land der Sehnsucht. Radierung von Prof. A. Kolb.  
(VII. Jahrg. Heft 5. Bildgröße 15×24 cm, Kartongröße 25×32 cm.)
4. Die Lokomotive. Radierung von Kähler.  
(VI. Jahrg. Heft 8. Bildgröße 15×21,5 cm, Kartongröße 25×32 cm.)

Alle Sonderdrucke sind auf festem Kunstdruckkarton ausgeführt.

Als neue Jahresbezieher gelten nur Personen, die den laufenden VII. Jahrgang nicht bezogen haben. Bei Auslieferung des „Werks“ durch eine Verteilungsstelle (Firmenbezug) hat die Anmeldung der neuen Bezieher bei dieser Stelle unter gleichzeitiger Angabe der gewünschten Kunstblätter zu erfolgen. Nur falls direkter Bezug (durch Kreuzband oder Postauslieferung) gewünscht wird, bitten wir, die Anmeldung unter Angabe der genauen Anschrift des bzw. der Neubezieher unmittelbar an die Schriftleitung, Düsseldorf, Breite Straße 28, zu richten. In diesem Falle kann allerdings unter keinen Umständen der für Werksangehörige festgesetzte ermäßigte Bezugspreis eingeräumt werden; zulässig ist es jedoch, im Werksbezug mehrere Exemplare anzumelden zwecks eventueller Weitergabe an Verwandte usw.

Wir behalten uns vor, besonders erfolgreiche Werbungen mit Sonderprämien (Originalradierungen, Bücherpreisen usw.) zu belohnen und bitten, die Anmeldung nach Möglichkeit bis spätestens zum 10. Dezember 1927 bei der Verteilungsstelle bzw. der Schriftleitung aufzugeben.

## Zwei Weihnachtsgeschenke von bleibendem Wert:

### Eine Einbanddecke für den VII. Jahrgang.

Halbleinen

Ganzleinen

Halbleder

Wie in früheren Jahren, haben wir auch für den VII. Jahrgang Einbanddecken in drei Ausführungen — Halbleinen, Ganzleinen, Halbleder — anfertigen lassen. Die Preise betragen für eine

|                            |          |
|----------------------------|----------|
| Einbanddecke in Halbleinen | RM. 1,25 |
| „ „ Ganzleinen             | RM. 1,75 |
| „ „ Halbleder              | RM. 3,—  |

ausschließlich Porto und Verpackung.

### Eine Sammelmappe für den Januar 1928 beginnenden neuen Jahrgang.

Halbleinen

Ganzleinen

Die unter Verwendung von lichtbeständigem Indanthrenleinen hergestellten Mappen sind in einem dunkelgrünen Farbton gehalten und zeigen auf der Deckseite in Golddruck die Aufschrift „Das Werk“ ohne Jahreszahl. Die Mappen veralten daher nicht und sind nach Abschluß eines Jahrganges stets von neuem zu verwenden. Die Mappen sind in zwei Ausführungen erhältlich.

Halbleinen: Leinenrücken und -ecken, Einschlagleisten aus biegsamem Karton. Preis RM. 1,25.

Ganzleinen: Besonders starke dauerhafte Ausführung. Einschlagleisten aus doppelter Leinendecke mit bestem Kartonsvorstoß und Randverschnürung. Preis RM. 2,50.

Zu den vorgenannten Preisen treten die Selbstkosten für Porto und Verpackung. Bis zum 10. Dezember eingelaufene Bestellungen werden noch rechtzeitig zum Weihnachtsfest erledigt.

Wir empfehlen, von diesen vorteilhaften Angeboten regen Gebrauch zu machen und bitten die einzelnen „Werk“-Verteilungsstellen, Bestellungen entgegenzunehmen bzw. Listen in Umlauf zu setzen und uns zugehen zu lassen. Für den Verlag bedeuten Sammelbestellungen eine Ersparnis an Arbeit, für den Besteller eine Ersparnis an Versandkosten.